

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 7

Jahrgang VI

DIE AUFGABEN DER „WUWA“

Von Hermann Lüdemann, Oberpräsident der Provinz Niederschlesien

In der Vorkriegszeit hat man sich noch wenig um die Wohnungsverhältnisse der Bürger gekümmert. In Breslau mit seiner im Vergleich zum Westen wirtschaftlich schwächeren Bevölkerung ist durch den Charakter der Stadt als Festung eine besonders ungünstige Entwicklung bedingt worden, die ihren Ausdruck in den zahlreichen ungesunden und überfüllten Wohnungen der Altstadt findet. Zu der qualitativen Wohnungsnot ist nach dem Kriege der Wohnungsmangel getreten, hervorgerufen durch den Stillstand der Bautätigkeit während des Krieges und mehrerer Nachkriegsjahre und durch den Zuzug zahlreicher Familien aus den abgetretenen Gebieten. Deshalb ist die Wohnungsfrage in Breslau ein Notproblem erster Ordnung und deshalb ist jeder Versuch, dem Wohnungsbau neue Wege zu weisen, für Breslaus Bevölkerung von größter Bedeutung. Aber Wohnungsmangel und Wohnungsnot gibt es auch in anderen schlesischen Städten — ich nenne nur Waldenburg und das oberschlesische Industriegebiet und deshalb muß es in ganz Schlesien auf das freudigste begrüßt werden, daß die städtischen Körperschaften Breslaus trotz größter finanzieller Schwierigkeiten den Entschluß gefaßt haben, eine besondere Ausstellung für Wohnungswesen zu veranstalten.

Der Wohnungsbau unserer Zeit hat zwei wichtige Aufgaben zu lösen:

Die Gestaltung der neuen Wohnung von der rationellen Waschküche bis zum Hausgarten und zur Stadtplanung, und die technische und organisatorische Verbesserung der Bauweisen mit dem Ziele höchster Wirtschaftlichkeit. In beiden Beziehungen bietet die Aus-

stellung eine reiche Fülle wertvollen Materials. Man hat kleine und mittlere Wohnungen erbaut, bei denen durch neue Techniken und andere Formgebung Raumersparnis und bessere Aufteilung der Räume erreicht worden sind. Neben gut gelungenen Eigenheimen steht der interessante Versuch kollektivistischer Wohnweise in der Form des Ledigenheims sowie in der Form des Turmhauses. Aus dem Bemühen des modernen Architekten, die äußere Form aus der inneren Notwendigkeit zu gestalten, sind teilweise Formen jener schönen Sachlichkeit entstanden, die den Bauten unseres Zeitalters mehr und mehr das Gepräge gibt. Nirgends wird der Charakter der neuen Zeit deutlicher als in dieser Baugesinnung, die rationalisierte Bequemlichkeit und schlichte Sachlichkeit in Form und Farbe wünscht. Man spürt das ernste Streben, über die schwere Zeit des Mangels durch vereinfachte Planung und veredelte Stoffanwendung unter Berücksichtigung heutiger Massenansprüche zu einer neuen Lebensführung zu gelangen.

Außerordentlich verdienstvoll ist die Erweiterung der sonst üblichen Untersuchungen auf den Werkraum, der für Millionen arbeitender Menschen der wichtigste Aufenthaltsort nächst der Wohnung ist. Diese Einbeziehung der Arbeitsstätten beweist, daß die Ausstellungsleitung bestrebt gewesen ist, dem schöpferischen Bauwillen Anregungen auf allen Gebieten zu geben, die für das soziale Leben des Volkes von entscheidender Wichtigkeit sind. Nicht jeder Versuch bringt eine vollkommene Lösung. Dennoch ist jeder Versuch wertvoll, sofern er neues ausdrückt oder andere zu neuer Formung anregt. Die Ausstellung „Wohnung und Werkraum“ birgt in dem Dargebotenen große Möglichkeiten für den menschlichen Fortschritt, weil sie für die Bewältigung des immerwährenden, die gesamte Menschheit berührenden Problems, dem Schaffen und Wohnen der Menschen zweckmäßigste Stätten zu bereiten, Lösungen und Anregungen gibt. Sie hat ihre Aufgabe bereits erfüllt, wenn sie ein wenig dazu beiträgt, den unter dem Schutz staatlicher Regelung erfreulich wachsenden Bestrebungen zum Bau erschwinglicher Kleinwohnungen für die breiten Volksmassen neue Impulse zu verleihen.



**Blick ins Grüne aus einem
Hause von Theo Effenberger**

Phot. Klette

VON FORM UND GEHALT DES HEU- TIGEN BAUSTILS

VON FRANZ LANDSBERGER

Bei der Eröffnungsfeier der Ausstellung in der Jahrhunderthalle stand neben dem Rednerpult das Mikrophon, und zuerst gab es kein Orgelvorspiel, sondern den Ansager des Rundfunks mit seinem „Achtung! Achtung!“ Als dann die einzelnen Reden kamen und die Männerchöre, da blitzte knallend das Magnesium eines Photographen auf, bald von dieser, bald von jener Seite, und ein Wölkchen Dampf flog in die Luft. Gibt es denn keine Feierlichkeit mehr im geschlossenen Raume, vor einem geschlossenen Kreise von Menschen? Alles, was hier gesprochen wurde, drang frei in den Äther hinaus, und alles, was hier zu sehen war, wurde von der photographischen Linse aufgefangen und drang durch die illustrierte Presse — und welche Presse ist heute nicht illustriert? — zu den Augen aller Menschen. Aber wenn die alte Feierlichkeit, die in ihrer Abgeschlossenheit, ihrer Exklusivität lag, dadurch vernichtet wurde; man empfand doch ganz deutlich, daß hier ein neues Pathos an ihre Stelle träte. Dieses Pathos bestand gerade in dem Mangel jeder Abschließung, in der Teilnahme jedes einzelnen ohne Unterschied, in der Verbundenheit aller Menschen zu einer großen Gemeinschaft.

Als man nach Schluß der Feierlichkeit an die Besichtigung der Ausstellung herantrat, als man die Häuser der Versuchssiedelung in Grüneiche besuchte, hatte man einen ganz ähnlichen Eindruck. Wo war die alte Abgeschlossenheit geblieben, die der Engländer mit dem bei uns so gern zitierten Worte „my home is my castle“ bezeichnet hatte? Diese Festung war von allen

Seiten durchlöchert. Wenn man früher in ein Zimmer trat, war man wie eingesponnen in eine bunte Welt von Möbeln, Polstern, Kissen, Teppichen, Bildern; durch die Vorhänge drang mildes Licht, das alles mit einem einheitlichen Dunst umwob; der gemütlichste Ort war eine Zimmerecke, in die man sich wie in einen traulichen Winkel barg. Die Türen waren geschlossen, jedes Zimmer war eine Einheit für sich, auf einen eigenen Stimmungsgehalt gestellt. Jetzt aber ist das Zimmer seltsam kahl geworden. Die Bilder sind verschwunden; nur ein farbiger Anstrich zeigt die Grenzen des Raumes an. Statt der warmen, leuchtenden Teppiche glatter kühler Linoleumbelag; die Schränke eingebaut, so daß sie sich mit der Wand verbinden. Skelettartige Stahlstühle, mit Leder überzogen, dünne Lichtkörper, die an der Decke entlangschleichen oder in einfacher Kugelform herabhängen. Von Zimmer zu Zimmer keine strenge Trennung mehr, sondern eher ein fließender Strom; Schiebe- oder Rollwände können zwei Räume in einen verschmelzen. Und endlich: der Innenraum schließt sich gegenüber der Außenwelt nicht mehr zu einer Einheit zusammen; große, möglichst ungeteilte Schiebefenster öffnen ihn ins Freie, durchwogen ihn mit der Landschaft seiner Umgebung; Dachgärten führen den Bewohner aus dem Innern auf die Außenhaut seines Hauses; dort sitzt er und die Decke über ihm wird plötzlich der allen Menschen gemeinsame Himmel. Daraus spricht gewiß dasselbe wie aus der Eröffnungsfeierlichkeit: der Mensch hat heut das Bedürfnis nach Abgeschlossenheit, nach Traulichkeit, nach Gemütlichkeit verloren.

Aber auch hier wäre es voreilig und falsch, nun gleich von einer Seelenlosigkeit des modernen Menschen zu sprechen. Die so reden, haben immer das kommende Werden gegenüber dem gewohnten Sein als seelenlos getadelt, weil sie des Glaubens sind, das Seelische hafte immer an den gleichen Dingen. Nein, es lebt mit anderen Objekten wieder auf, und so wahr es ist, daß wir uns heute in einer fortwährenden Wandlung befinden, so wahr ist es andererseits, daß den wechselnden Erscheinungen der seelische Gehalt niemals stirbt, sondern immer in neue Formen eingeht, um sich an ihnen zu offenbaren.

Wenn man die Künstler freilich selbst reden hört, möchte man meinen, sie wollten wirklich die Seele ein für alle Mal totschiagen, wenigstens soweit sie sich mit dem Begriffe menschlichen Wohnens verbunden hat. „Wohnmaschine“, dies Wort hat nicht der tadelnde Kritiker, sondern der Baukünstler selber geprägt. Aber „Baukünstler“ ist auch schon ein falsches Wort für ihn, und er würde allen Wert darauf legen, daß man endlich aufhört, ihm den sentimentalischen Beinamen „Künstler“ anzuheften. So wenig wie der heutige Dramatiker noch ein Kunstwerk schaffen will, sondern einen Lebensausschnitt, ein Dokument, ein Mittel im politischen oder im moralischen Kampfe, so wenig will der heutige Architekt mit seinen Bauten ein Kunstwerk schaffen. Er spricht von den Kubikmetern jedes Raumes, spricht von der leichten Abwaschbarkeit der Wände und Fußböden, von der Mottenfreiheit seiner Leder-Metallstühle, von der raumsparenden Grundrißlösung der Küche, deren Speisen durch eine Durchgabe in das Eßzimmer gelangen.

Er spricht von der Warmwasserversorgung und Fernheizanlage, erzählt der Hausfrau, wieviel Schritte sie jetzt erspart, erzählt dem Manne, daß er sich die einzelnen Bauteile gleich fertig bei der Industrie bestellen kann, weil sie typenmäßig hergestellt und also bezogen werden können, wie man ein Fahrrad bezieht, von dem man doch auch keine individuelle Bildung, keine

SIEDLUNGSHÄUSER

Architekten

von links nach rechts: Paul Häusler,
Emil Lange, Theo Effenberger



Phot. Klette

Seele verlangt. Er erzählt von der verarmten Zeit, die sich solcher Rationierung notwendiger Weise bedienen müsse, von der Hygiene dieser Art des Wohnens, aber niemals davon, daß eine Heimstätte — wie das früher der Fall war — zu den Dingen gehört, die mit der Seele des Bewohners aufs innigste verknüpft sind, an der er seine Persönlichkeit entfalten und verwirklichen kann.

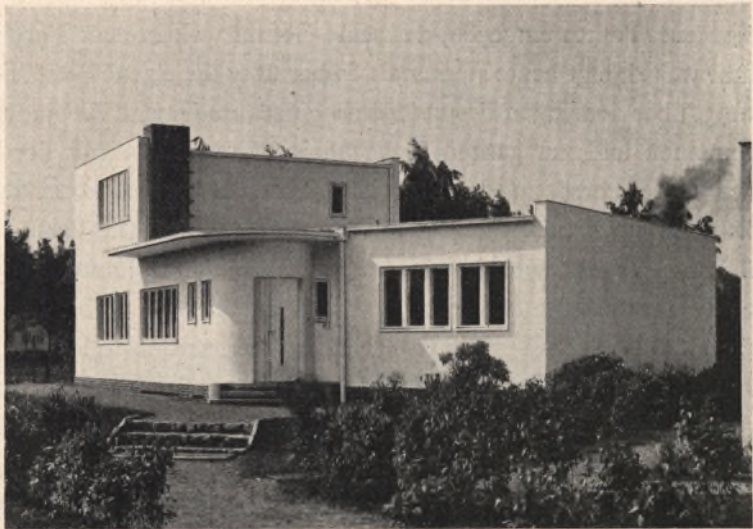
Es ist nicht das erste Mal, daß die Künstler auf ihre Kunstlosigkeit, auf ihre Seelenlosigkeit gepocht haben. Das tat schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Naturalismus, vor allem die naturalistisch-impressionistische Malerei, als sie die „Phantasie“ aus der Kunst heraustrieb und verkündete, der Künstler habe die sichtbare Welt, und nichts als diese Welt, auf seiner Leinwand aufzufangen; als sie von farbigen Schatten und von Reflexen sprach, aber niemals davon, daß die Kunst ein seelisches Erlebnis zu geben habe. Wenn wir aber heute die besten impressionistischen Bilder betrachten, sehen wir wohl, daß sie seelisch gefüllt sind. Es ist nicht mehr die Seele unserer Zeit; es ist eine weichere, mehr dem Lyrischen nachhängende Seele, die diese flimmernden Landschaften wie Lieder in die Welt hinaussang. — Dann kam der Expressionismus, der das seelische Erlebnis in den Vordergrund rückte, der alles voll Ausdruck haben wollte und diesen Ausdruckscharakter der Kunst als das eigentlich Herrschende postulierte, dem sich die Natur in Demut zu fügen habe. Ich glaube, man wird diese „ausdrucksvollen“ Bilder später einmal für ausdrucksärmer ansehen als die vorangehenden, in denen von Ausdruck so wenig die Rede war. Der Künstler ist nun einmal am besten daran, wenn er das Wort Seele oder Gefühl oder Ausdruck so wenig wie möglich in den Mund nimmt. Er ist wie ein Nachtwandler, der sicher über Dächer schreitet; man darf ihn nur nicht beim Namen rufen, sonst stürzt er herab.

Gegen den Expressionismus kam dann als Gegenströmung, in der wir uns noch heute befinden, die Neue Sachlichkeit oder wie sonst man immer diese Bewegung bezeichnen mag. Hatte man im Expressionismus jedweden Kunstprodukt den Stempel der Erregtheit aufprägen wollen, hatte ein Poelzig in dieser Phase seines Schaffens ein Bauwerk sich krümmen und winden lassen, einen Innenraum im magischen Lichte erstrahlen, eine Säule geheimnisvoll durchglüht sein, so haben wir nun die Gegenbewegung, die im Bauwerk ein Äußerstes an Ruhe mitzuteilen versteht. Sind die flachen Dächer wirklich nur aus praktischen Gründen geboren, weil sie weniger Raum einnehmen, also billiger sind und weil sie Dachgärten ermöglichen? Nein, sie geben dem Bau jene würfelförmige Geschlossenheit, jene kristallinische Einfachheit, deren der heutige Kunstwille bedarf. Und sind die Innenräume nur deswegen von Tapeten, Teppichen, Bildern und ornamentierten Beleuchtungskörpern befreit sowie von Möbeln, auf denen Porzellan und Silber herumsteht, um keinen Staub zu sammeln, um der Hausfrau die Arbeit zu erleichtern? Nein, diese Räume verlangt das heutige Gefühl, weil es nach den Stürmen des Expressionismus das ruhig Geklärte sucht, nach den Bildern, die von den Wänden schrien, die kühle Lautlosigkeit einer Wand, die Wand bleiben will, einfach und stumm. Das Leben in seinen heute so aufregenden Formen, seinem hastenden Tempo hat als Reaktion das Bedürfnis geschaffen, im eigenen Heim keine Sensation mehr zu erleben, sich gegenüber den nervenzerreibenden Berufsorgen in seinem Hause eine Stätte gesunder, natürlicher Lebensweise zu schaffen, die ihn mit Luft und Licht und mit dem Grün der Bäume verbindet als mit den Dingen, die ihm gegenüber der feindlichen Welt ihre ewige Güte und Heilkraft offenbaren. Diese hellen ungegliederten Außenwände, die zwar statisch sicher sind, aber dem Auge keineswegs ein Erlebnis des Tektonischen geben, die ihm niemals den Kampf und Ausgleich von Stütze und Last vor Augen führen, sondern die sich vielmehr wie eine weiche Haut über das Konstruktive legen, sie haben etwas merkwürdig Gelöstes und Entspanntes. In diese leichten Baukörper passen dann die leichten Möbel oder Beleuchtungskörper hinein, die ebenso etwas Düsteres und Körperloses enthalten und die darum dem modernen Gefühle wohl tun, weil es nach dem schweren Pathos des Expressionismus eine ganz unpathetische Leichtigkeit und Heiterkeit erstrebt.

Also doch ein Formwille, der sich in diesen Bauten offenbart, jenseits von allen praktischen Bedürfnissen. Die neuen Baumaterialien und Techniken, die neuen wirtschaftlichen Bedingungen und hygienischen Bedürfnisse, das sind nur Motive, die dem Menschen entgegen kommen, die sich gleichsam vor seine Füße legen und ihn auffordern, sich ihrer zu bedienen. Daß er sie aber ergreift, ist ein Akt persönlichen Entschlusses, und wie er sie gebraucht, daran zeigt sich, wie in aller Architektur, sein Geschmack, sein Formtrieb, sein Kunstwille oder wie man es nennen mag.

Aber freilich, wenn dieses neue Bauen mehr ist als Technik und wirtschaftliche Notwendigkeit, so ist es auch noch mehr als die Auswirkung eines rein künstlerischen Geschmacks. Hinter ihm liegt eine neue menschliche Haltung, die das ganze Leben der heutigen Jugend durchzieht. Diese Räume, die sich mit großen Fenstern dem Draußen öffnen, wie sie dem Draußen Einlaß ins Innere gewähren, diese Altane und Dachgärten, die den Bewohner aus dem Hause heraus ins Freie treiben, sie setzen einen Menschen voraus, der dem Leben auch seelisch mit einer neuen Offenheit, Klarheit und Wahrheit gegenübertritt. Es ist schon viele Jahre her, daß ein damals kaum gelesener Phantast, der Dichter Paul Scheerbart, gläserne Häuser verlangte und

Einfamilienhaus
Arch. Moshamer



Phot. Klette

dabei geltend machte, daß diese Wohnstätten ein Leben heraufführen würden, das sich in aller Offenheit zeigen dürfte, weil es sich seiner Handlungen nicht mehr zu schämen brauche. Der Mensch der älteren Generation mit seiner Freude am intimen Heim, er war auch der Mensch der intimen Gedanken, des verschlossenen Innenlebens, der uneingestandenen Wünsche. Aber gerade das scheint mit das Entscheidende für die Einstellung des heutigen Menschen zu sein, daß er sich dieses zweifache Leben, von dem das eine nach außen gerichtet war, das andere sich ängstlich vor aller Öffentlichkeit verbarg, nicht mehr recht gefallen lassen will. Die Psychoanalyse hat ihn gelehrt, wieviel im Menschen von seiner Kindheit an verdrängt wird, weil es keine Aussprache und damit keine Klärung und Verarbeitung findet, und wie sehr diese verdrängten Komplexe später im Menschen rumoren, bis sie durch eine langwierige Analyse nachträglich aus dem Unterbewußtsein ans helle Tageslicht gehoben werden. Wir hatten früher eine Art der Lebensführung, bei der es immer Dinge gab, die man sagen durfte und solche, die man verschweigen mußte.

Und nun sind neben den Ärzten die Dichter unserer Zeit gekommen und haben uns diese verborgene Welt vor Augen geführt, haben uns gezeigt, was für seltsame Wünsche und Ängste, die wir uns selbst kaum zu gestehen wagten, in uns schlummern, haben unser Triebleben, das bis dahin als ein Verborgenes oder Verbotenes, jedenfalls vom Schleier des Geheimnisses Umwobenes galt, frei und offen dargelegt als das Natürliche, das sich ohne Verkleidung aussprechen will und das im Dämmer des Geheimnisvollen leicht auf Abwege gerät.

Wir erleben heute eine Rehabilitierung des natürlichen Menschen und den Versuch, diese Natürlichkeit von aller ihr früher anhaftenden Sündhaftigkeit zu befreien, um ihr wieder das gute Gewissen zu geben, das sie seit den Tagen der Antike verloren hat. Für diesen Menschen sind diese Wohnungen gedacht, die in ihrer Offenheit ein Symbol seiner eigenen Offenherzigkeit sein werden, seiner eigenen Sachlichkeit, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. Wird man in dieser Einstellung nur eine Verarmung zu sehen haben? Wächst ihr nicht auch hier

ein neues Pathos entgegen, das seine Gefühlswelt in neue Formen zu gießen sucht? Diese Gefühlswelt drängt heute stärker als früher über die eigene Persönlichkeit, über die familiäre Isolierung, über den engen Freundeskreis hinaus und sucht Verbindung zum Nebenmenschen im allgemeinen und zur ganzen Menschheit. Gerade das gibt der Versuchssiedlung in Grüneiche den Unterschied zu der Stuttgarter Ausstellung von 1927, daß diesmal die Gemeinschaftssiedlung einen beherrschenderen Raum einnimmt. Die Versuche dazu sind verschiedener Art. Bald ist es das Laubenheim, das die einzelnen Wohnungen durch einen gemeinschaftlichen, an der Außenfront geführten Korridor miteinander verbindet. Wenn diese offenen Korridore, diese „Lauben“, zu Balkonzwecken benützt werden sollen, so werden sie eine Verträglichkeit von Nachbar zu Nachbar fordern, die heut noch nicht gang und gebe ist. Das Ledigenheim von Scharoun ist auf einheitliche Bewirtschaftung und einheitliche Dachgärten, das Turmhaus von Rading auf einheitliche Gesellschaftsräume gestellt, die den einzelnen aus seiner Wohnparzelle herausführen. Mögen diese beiden Lösungen vorläufig mehr dem Wunsche ihrer Architekten als dem Zustande unseres heutigen, immer noch zähe am Individuellen festhaltenden Lebens entsprechen, mögen sie sich auch in ihrer „romantischen“ Umrißführung noch nicht voll genug zu der heute geforderten Einfachheit und Stille bekennen: es sind jedenfalls Wegweiser eines neuen Wohnens, die der Breslauer Ausstellung ihre ganz besondere Bedeutung verleihen.

Aus den Gewächshäusern



Kakteen

Phot. Klette

Schlesien und seine Ausstellung

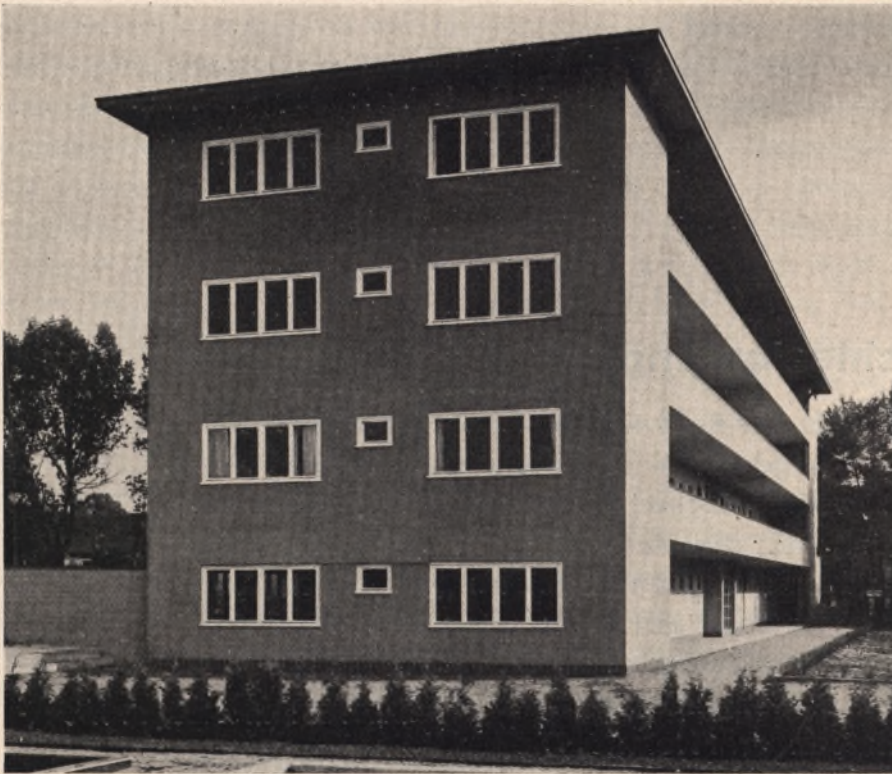
Trotz der schwierigen Lage, in der ebenso wie der gesamte deutsche Osten auch die niederschlesische Hauptstadt Breslau sich befindet, ist die Ausstellung „Wohnung und Werkraum“ zustande gekommen. Diese Tatsache beweist am besten den unbeugsamen Willen der Schlesier zum Aufbau der unter den Grenzziehungsfolgen unerhört leidenden Wirtschaft unserer Heimat. Dieser Wille allein aber genügt nicht!

Schlesien und Breslau brauchen, entsprechend der Wichtigkeit ihrer durch die Grenzlage gegebenen Bestimmung, Verständnis und tatkräftige Hilfe von Reich und Staat. Möge die Ausstellung „Wohnung und Werkraum“ auch die in dieser Hinsicht in sie gesetzten Erwartungen rechtfertigen!

Breslau, im Juni 1929.

v. T h a e r

**Landeshauptmann der Provinz
Niederschlesien**



Das Laubenhaus
Architekten: Paul Heim und
Albert Kempter

Phot. Klette

Das Prinzip d. Laubenhauses beruht auf Ersparnis des Treppenraums. An eine einzige Treppe können pro Geschoß bis 10 Wohnungen angeschlossen werden; ein Außengang vermittelt die Zugänge. Dieser Außengang ersetzt zugleich den Balkon. Am Außengang liegen die Nebenräume; die Haupträume liegen frei gegen Osten

Das neue Wohnen

Von der „menschenfressenden“ zur „menschenfreundlichen“ Großstadt

Von Paul Heim

In Zeiten ruhiger Entwicklung setzen die Söhne das Werk fort, das die Väter begannen. So war es im vorigen Jahrhundert. In Zeiten schwerer Erschütterungen dagegen wenden sich die Söhne von den Vätern und gehen neue Wege. So ist's heute. Schwerpunkte verschieben sich. Formen des Lebens ändern sich.

Mit dem Menschen ändert sich seine Umgebung. So sehen wir im Städte- und Wohnungsbau, dem sichtbarsten Niederschlag von Wert oder Unwert, Not oder Fülle einer Zeit, Wandlungen, die jeder spürt.

Die ersten Rufe waren vor einem Menschenalter zu hören: Heraus aus der Steinstadt, aus Zinskasernen, Höfen, freud- und sonnenlosen Wohnungen, hinaus zur Erde, Sonne, natürlichem Leben. Gartenstädte entstanden auf gemeinnütziger Grundlage nach Plan und Typ. Die Besten arbeiteten am mühsamen Werk.

Der Keim ging auf, aus Not wuchs er, die öffentliche Hand half, jetzt ist er zum großen Baum geworden.

Der Wohnungsbau ist wieder auf seine natürliche Basis gestellt und zur Volkssache geworden. Er war vordem wie der Boden nur Ware. Wir stehen noch in der Anfangsarbeit, es ist noch weit zum Ziel, aber der Weg ist beschritten:

die menschenfressende Großstadt in eine menschenfreundliche Großstadt zu wandeln.

Dies ist die Schicksalsaufgabe für ein Stadtvolk, wie es das deutsche ist oder unentrinnbar wird. Dazu soll die neue Wohnung und ihre Einfügung in das große Stadtganze helfen, als gesunde Zelle im gesunden Körper.

Gemäß der Kraft des sozialen Willens, der in Generalbebauungsplan, Bodenpolitik, Auflockerung, Sanierung, Festsetzen der Bevölkerungsdichte, im neuen Bauen — um die Hauptkomponenten zu nennen — niedergelegt und in die Tat umgesetzt wird, werden die Übel gemeistert werden, welche die Volkskraft bedrohen.

Das größte und schwierigste Problem des Wohnungsbaus ist die Lösung der Klein- und Kleinstwohnung. Ihm gegenüber tritt die Frage der Mittel- und noch mehr der Großwohnung an Bedeutung und Schwierigkeit zurück.

Über neunzig vom Hundert der Bevölkerung ist arm. Wie kann die Spannung zwischen Wohnbedürfnis und Mietkraft ausgeglichen werden, ohne das Notwendigste an Güte, Raum und Ausstattung preiszugeben? Die Kleinwohnung wird bei der Bezuschussung bevorzugt. Das Quadratmeter Wohnfläche ist aber bei der Kleinwohnung am teuersten wegen des anteiligen Treppenraums, wegen der Kleinräumigkeit und den anteiligen Installationskosten. Der Kleinwohnung gelten daher die meisten Versuche zur Verbilligung. Sie liegen in der Organisation des Grundrisses, der Stockwerkzahl und der Kostenverbilligung durch neue Bauweisen. Versuche dieser Art stellen die Kleinwohnungsbauten der Werkbundsiedlung dar: das Laubenhaus, das Wolfsche Achtfamilienhaus, das Turmhaus und der Langesche „Vierspännergrundriß“. Die Spannung wird aber erst dann ganz behoben sein, wenn die Mietkraft des Volkes erstarkt sein und nicht wieder durch allgemeine Verteuerung geschwächt werden wird.

Wohnung im Einfamilienhaus mit Garten: natürlichste Wohnform, beste Zelle für die Familie, Heimstätte an sich.

Wohnung im Mehrfamilienhaus: nicht die innige Verbundenheit mit Haus und Garten, jedoch einfacher zu bewirtschaften und je Einheit etwas billiger herzustellen.

Eine Mischung von Einfamilien- und Mehrfamilienhäusern ist nötig: das Einfamilienhaus für die Seßhaften, Kinderreichen und Siedler. Das Mehrfamilienhaus für die Fluktuierenden, für die Freunde des Wohnens auf einer Ebene, für die Kleinstwohnungen.

Des grünen Elements bedürfen beide Wohnformen: Garten, Gartenteil oder gemeinsame Grünfläche.

Wohlfahrtsanstalten erfüllen die Funktionen, die die Wohnung nicht übernehmen kann: Spiel- und Sportplätze, Kindergärten, Kinderheime, Freibäder, Versammlungsräume, Büchereien.

Wie soll die neue Wohnung beschaffen sein?

Auf reinem Boden in reiner Luft stehend, sonnig, hell, durchlüftet, trocken, sauber, abseits von Staub, Lärm und Dünsten, nicht im Sumpf, nicht am Sumpf, auch nicht im Wald, aber am Wald, nicht im Verkehr, nicht im Abfall der Großstadt, sondern stilliegend im Grünen soll das gesunde Haus und die gesunde Wohnung sein.

Die Wohnung darf nicht Selbstzweck, sondern muß Helferin des Menschen sein. Er soll ihr Herr, nicht ihr Sklave sein. Ihn freimachen von Last, von Tunmüssen des Nichttuenswerten, ihn freihalten für das Wichtige, für das Lebenswerte.

Deshalb, nicht nur aus Not, soll die Wohnung einfach sein in der Anlage, geordnet nach dem Gesetz des geringsten Aufwands in Aufbau, Kosten, Raumfolge, Benutzung: Türen, Möbel, Fenster, Geräte glatte Zweckformen. In Holz oder Metall. Mag sein, daß eine solche Wohnung die Allzugemütlichen an ein Sanatorium erinnert, sie ist gut, weil sie freimacht. Die Jugend, die auf Spielplatz, Wasser, Schnee, Gebirge groß wird, wird die schnittige, ballastfreie Wohnung wohnlich finden.

Die Wohnung braucht und soll nicht kalt, kahl, nüchtern sein; wer Freude hat an Bild, Teppich, Plastik, Buch, schmücke sie, aber sie soll das Dumpfe, Verhängte, Überfüllte, Weichlich-Mollige, das Nest, abtun.

Das Einfache ist nicht Mode, sondern Zeitform.

Der Ingenieur hilft freimachen.

Ein Hebel-, ein Schalterdruck: Wasser, Licht und Gas ist da.

Fernheizung, Warmwasserversorgung, zentrale Wäschereien: die Hausbrandstellen verschwinden aus den Wohnungen, mit ihnen Schmutz und niedere Arbeit.

Staublose Straßen: die Lungen werden rein.

Elektrisierung der Küche, der Heizung: keine Schwefelsäure, keine Rauchfahne, kein stinkender Nebel, klar ist die Luft über den weißen Städten. Krankheiten gehen zurück.

Neue Bauweisen kommen auf, schnellere, leichtere, trockenere Baustoffe als der alte Ziegel mit seinen soliden, aber trägen Eigenschaften.

Eisenbetonständerbau, Eisen- und Stahlfachwerkbau, neuer Holz- und Holzstoffbau, poröser Beton, Plattenbau, Ziegelsparbau. Die Hoffnung wird auf den Montagebau gesetzt. Die Entscheidung wird nach wirtschaftlichen Ergebnissen fallen, nach Baukosten, Unterhaltungskosten und Dauer. Die Versuche sind notwendig. Wer nicht versucht, stagniert. Wer sucht, findet.

Hart stoßen sich die Menschen an ungewohnter Form. Neues hat immer ungewohnte Form. Sie schmerzt müde, sie reizt muntere Augen. Sie zwingt und überzeugt durch Echtheit. Heute neu, morgen klassisch. Ist sie unecht, so wird sie von der Zeit bald durchgeworfelt.

Wer sich vom Geist der Sache führen läßt, der kommt zur Form. Wer von der Form ausgehen will, verfällt dem Formalismus.

In diesen Ausführungen wurde versucht, das zu umreißen, was die Ausstellung Wohnung und Werkraum zum Hauptthema hat. Und diese Probleme sind groß und wichtig genug, um jeden zu veranlassen, zu schauen, zu prüfen und sich ein Urteil zu bilden über das dort Geschaffene. Zustimmung oder Ablehnung: keiner kann vorbei. Jeden geht es an.

Phot. Klette

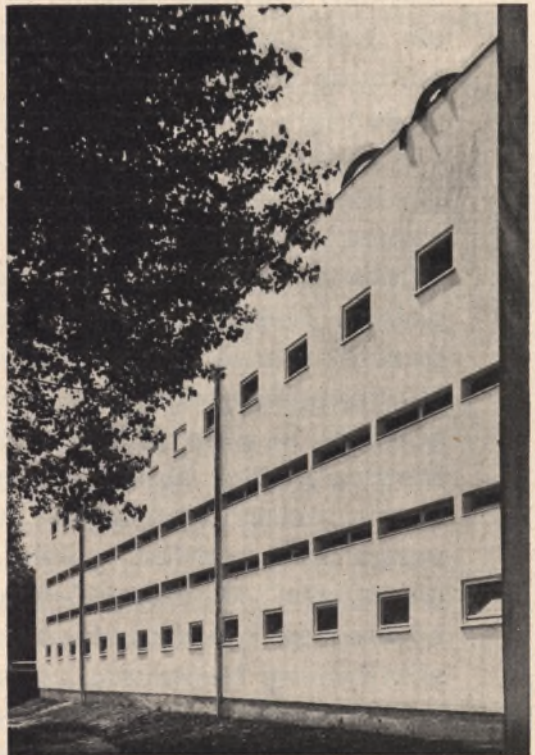


Reihenhäuser

Architekten:

Moshamer, Lauterbach, Hadda, Häusler, Effenberger

Alle Wohnungen liegen an einem Korridor, der zwei Stockwerken gemeinsam ist. Außerdem sind Gemeinschaftsräume vorhanden, deren Benutzung sämtlichen Hausbewohnern zusteht.



Das Wohnheim (Rückfront)

Architekt: Hans Scharoun



Reihenhaus

enthaltend 8 Wohnungen, Architekt: Gustav Wolf

Jede Wohnung hat einen eigenen Eingang, eigene Treppe und eigenen Keller

Was erwartet die Stadt von der Ausstellung „Wohnung und Werkraum“?

Die letzte große Breslauer Ausstellung im Jahre 1913 galt der Erinnerung. Ihren wesentlichen Bestandteil bildete daher die geschichtliche Abteilung, die von den meisten Staaten Europas beschickt war und dazu bestimmt war, die Zeit vor hundert Jahren in das Gedächtnis der Beschauer zurückzurufen. In diesem Jahre sind wir daran gegangen, eine Ausstellung zu schaffen, die sich mitten in die deutsche Gegenwart und ihre Aufgaben hineinstellt. Die Merkmale unserer Tage — größte Not und ein unaufhaltbares Vorwärtsdrängen zu neuen Formen des Lebens und Wirkens — werden auch der Ausstellung das Gepräge geben. Not nicht in dem negativen Sinne, daß nun etwa gezeigt werden soll, welche Mängel auf dem Gebiete des Wohnungswesens und des Werkraumbaues bestehen, sondern in dem positiven Sinne, daß den Besuchern die Methoden der Baustoffbehandlung und die Verwertung der neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete des Bauwesens vorgeführt werden sollen, die es gestatten, mit dem geringsten Kostenaufwande möglichst vollkommene Lösung zu erzielen, insoweit also der notwendigen Beschränkung Rechnung zu tragen. Auf der anderen Seite berührt sich diese erzwungene Sparsamkeit mit der zweiten Hauptrichtlinie der Ausstellung, die neuesten Bestrebungen wirksam werden zu lassen und sie an mannigfachen Beispielen zu erläutern. So wird aus dem Zweierlei ein Ganzes, das ein getreues Abbild des Wesens und Wollens unserer Tage vermittelt.

Möge dem Werk, das in der Zeit verwurzelt ist und das zugleich Wege in die Zukunft weist, ein voller Erfolg beschieden sein!

Breslau, Ende Juni 1929

Dr. W a g n e r
Oberbürgermeister

TECHNISCHES ZUR WUWA

Gesichtspunkte zur Konstruktion und Organisation der modernen Häuser

Von Architekt Diplom-Ingenieur Günter Herz

Der unbefangene gründliche Betrachter der Wuwa fragt: Warum ist es nötig, neue Bauweisen und neue Baustoffe zu erproben? Warum macht ihr Versuche, die ihrem ganzen Wesen nach eben als Versuche kostspielig sein müssen? Genügt unsere bisher kultivierte Bautechnik nicht allen Ansprüchen des wohnenden Menschen?

Wir wollen ihn die Antwort selbst finden lassen und fragen ihn: Wenn du in die glückliche Lage kämst, dir ein eigenes Haus zu bauen, welche Bauweise würdest du wählen?

Du wählst natürlich gute solide Ziegelbauweise, du hast die Gewißheit, daß dein Haus standfest und gegen Kälte und Hitze gut geschützt ist. Du läßt dir von einem tüchtigen Architekten jetzt im Juli noch ein Projekt machen, dein Baugeschäft beginnt im August mit den Bauarbeiten, im November ist das Haus unter Dach, nur der Putz fehlt noch. Jetzt kommt der Winter, die Bautätigkeit muß bis März ruhen. Mit Frühlingsanfang geht die Arbeit lustig weiter und im Juni, vielleicht schon im Mai, wenn noch kein Jahr vergangen, kannst du dein fertiges Heim beziehen. Vielleicht werden die Mauern noch etwas Baufeuchtigkeit haben, jedoch was lindert nicht die Zeit?

Aber da hast du einen Bekannten, einen findigen Kerl, der sich zu gleicher Zeit wie du zum Bauen entschlossen hat. Dessen Haus ist erstaunlicherweise schon im August fix und fertig, er zieht ein, interessiert besuchst du ihn im September und erfährst, das Haus kostet verhältnismäßig nicht mehr als deines, es ist trotz der Hitze draußen angenehm kühl, die Farben an den Wänden sind tadellos geblieben, von Baufeuchtigkeit ist nichts zu spüren, die Möbel knarren nicht und reißen nicht, die Türen verziehen sich nicht und klemmen nicht. Und das ärgerlichste: Dein Freund spart dreiviertel Jahr die Miete seiner alten Wohnung, das kommt ihm bei dem Neubau ganz gut zustatten; du hättest das auch brauchen können.

Der gründliche Betrachter sagt darauf: Ja wenn es so etwas gäbe, das wäre ja nicht nur für mich als Einzelwesen, sondern wäre ja volkswirtschaftlich von ungeheurer Bedeutung. Wenn wir Siedlungen statt in dreiviertel Jahren fürs gleiche Geld in drei Monaten bauen könnten, dann bekäme ja die Bauherrschaft für jede Wohnung sechs Monate Miete mehr, die zur Finanzierung der Wohnung geschlagen werden, um die also die Bausumme und mithin die Miete verringert werden könnte. Ja, antworten wir, so ist es. Und vergiß nicht zu erwähnen, daß diese neue Bauweise deines Freundes mit einer Mauerstärke auskommt, die nur etwa den dritten Teil der Ziegelmauer ausmacht, für den Mieter der Kleinwohnung also in jedem Raum ein Stück Wohnfläche mehr bedeutet.

Das also wollt ihr? Dann lohnen sich schon eure Versuche, selbst wenn sie anfangs kostspielig sind. Der erste Benzwagen konnte ja schließlich auch keine 120 Kilometer fahren und ist aus der Entwicklung des Automobilbaues nicht fortzudenken.

Nur einen Fehler dürft ihr nicht begehen: Rechnet nicht auf den Dank von uns Mitmenschen für euer Kopfzerbrechen, wir Mitmenschen haben stets über Neuerungen gelacht und geschimpft.

Wir werden euch in 50 Jahren anerkennen, wenn eure Bemühungen mit Hilfe der weiter fortgeschrittenen Bautechnik den eigentlichen Erfolg haben werden.

Mit welchen Mitteln habt ihr in der Wuwa diese Ziele zu erreichen gesucht?

Die verschiedenen Bauweisen kann ich dir nicht alle nennen. Nur zwei charakteristische Beispiele: Ein Haus ist aus Holz gebaut, wie alte Fachwerkhäuser sind. Die Schwellen, Pfosten, Streben, Sparren wurden nach Zeichnung in der Werkstatt der Baufirma zurechtgeschnitten und am Bauplatz in fünf Tagen aufgestellt. In fünf Tagen ein Haus für acht Familien! Das Holz wurde außen und innen mit Isolierplatten aus gepreßten imprägnierten Hobelspänen benagelt, das Haus war ohne einen Tropfen Wasser im Rohbau fertig; die Wandstärke beträgt dabei nur 20 Zentimeter, die Platten zusammen mit dem eingeschlossenen Luftraum isolieren vorzüglich gegen Wärme, Kälte, Schall, das Holz ist durch die Platten gegen Brand geschützt.

Ein anderes Haus ist aus Eisen gebaut. Ein ähnlicher Vorgang: Das Eisengerüst wird in der Werkstatt aufs genaueste bearbeitet, am Bauplatz nur montiert, geschraubt. Das Tragegerüst ist fertig. Die wetterschützende Wand wird aus Gasbetonsteinen zwischen die Träger und Stützen gestellt. Gasbeton ist ein durch die Gasentwicklung eines Chemikals porös gewordener Beton. Vermittels der Porosität kann der einzelne Stein groß von Format sein und braucht verhältnismäßig wenig Mörtel (Feuchtigkeit) beim Versetzen; die Porosität spart Masse, die Wand braucht nur 15 Zentimeter stark zu sein und schützt nicht schlechter als die Ziegelmauer vor Witterungsunbilden.

Organisation

Wir lesen unserem unbefangenen gründlichen Betrachter ein Stück aus einem Märchen vor (Aus E. T. A. Hoffmann „Rath Krespel“).

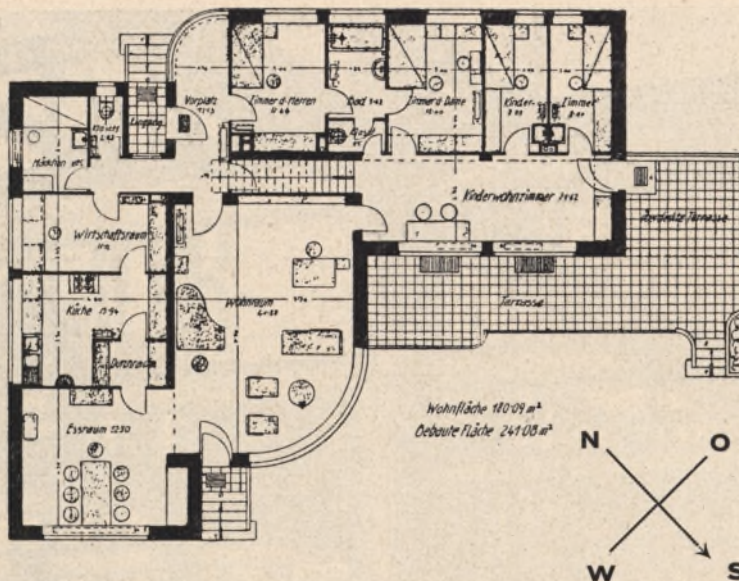
„ . . . An einem guten Tage ging er indessen zu einem tüchtigen Maurermeister in H — und bat ihn, sich morgen bei Anbruch des Tages mit sämtlichen Gesellen und Burschen, vielen Handlangern usw. in dem Garten einzufinden und sein Haus zu bauen. Der Baumeister fragte natürlicherweise nach dem Bauriß und erstaunte nicht wenig, als Krespel erwiderte, es bedürfe dessen gar nicht, und es werde sich schon alles, wie es sein solle, fügen. Als der Meister andern Morgens mit seinen Leuten an Ort und Stelle kam, fand er einen im regelmäßigen Viereck gezogenen Graben, und Krespel sprach: „Hier soll das Fundament meines Hauses gelegt werden, und dann bitte ich, die vier Mauern so lange heraufzuführen, bis ich sage, nun ist's hoch genug.“ „Ohne Fenster und Türen, ohne Quermauern?“ fiel der Meister, wie über Krespels Wahnsinn erschrocken, ein. „So wie ich Ihnen es sage, bester Mann,“ erwiderte Krespel sehr ruhig, „das übrige wird sich alles finden“ . . . So stiegen die vier Mauern unglaublich schnell in die Höhe, bis eines Tages Krespel rief: „Halt!“ . . . Aber wie nun weiter! — „Platz,“ rief Krespel, lief nach einem Ende des Gartens und schritt dann langsam auf sein Viereck los, dicht an der Mauer schüttelte er unwillig den Kopf, lief nach den anderen Ende des Gartens, schritt wieder auf das Viereck los und machte wie zuvor. Noch einige Male wiederholte er das Spiel, bis er endlich, mit der spitzen Nase hart an die Mauer anlaufend, laut schrie: „Heran, heran, ihr Leute, schlagt mir die Tür ein, hier schlagt mir eine Tür ein!“ . . . Krespel ging in dem innern Raum bedächtig auf und ab, hinter ihm her die Maurer mit Hammer und Hacke, und sowie er rief: „Hier ein



Der Spielzeugkasten unserer Jungen ins Große übertragen: Aus fertig verpaßten Stücken wird in wenigen Wochen das Gerippe eines fünfstöckigen Hauses zusammengebaut. Man sieht deutlich die Schrauben an den Verbindungsstellen zwischen Trägern u. Stücken.

Fenster, sechs Fuß hoch, vier Fuß breit! — Dort ein Fensterchen, drei Fuß hoch, zwei Fuß breit!“ so wurde es flugs eingeschlagen. . . . in kurzer Zeit stand ein völlig eingerichtetes Haus da, welches von der Außenseite den tollsten Anblick gewährte, da kein Fenster dem andern gleich war usw., dessen innere Einrichtung aber eine ganz eigene Wohlbehaglichkeit erregte . . .“

Der gründliche Betrachter meint: Damit wollt ihr sagen, daß der Architekt es so nicht machen soll, daß er nicht vergessen darf, in erster Linie Organisator zu sein. — Im Gegenteil solltest du, lieber Betrachter, nicht vergessen, daß „Organisator“ etwas mit dem Wort „organisch“ zu tun hat.



Die Zeiten jenes „tüchtigen Maurermeisters“ aus unserem Märchen, der nach dem Bauriß verlangt, ohne Grundstück noch Garten zu kennen, sind vorüber. Der den Plan auf dem Reißbrett in der Studierstube macht, der vor allem sorgt, daß die Fenster gleich groß, daß die Fassaden symmetrisch sind. Laß uns nur an einem zufälligen Beispiel ein „organisches“ Haus unserer Zeit betrachten!

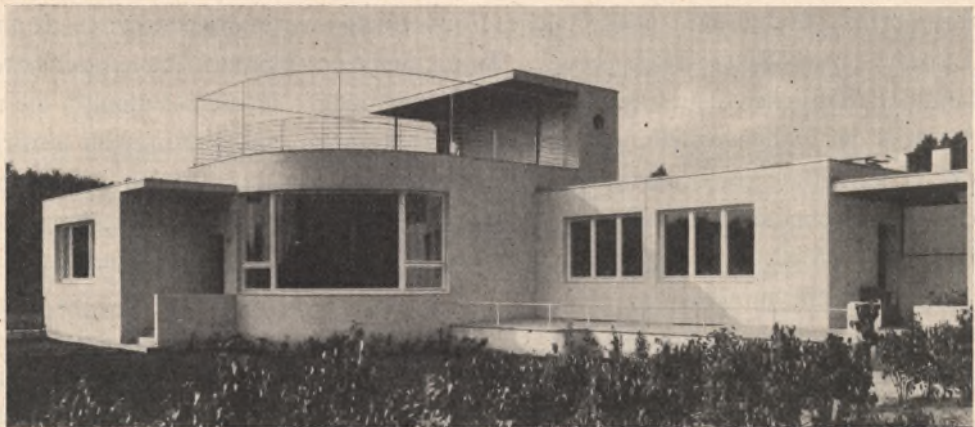
Dieses Einfamilienhauses weist zwei Flügel auf, die im rechten Winkel zueinander stehen. Linkerhand vom Betrachter der Wirtschaftsflügel, rechterhand der Schlafzimmertrakt. Von beiden eingeschlossen der Hauptwohnraum mit großem gebogenen Fenster.

Die Fenster des Wirtschaftsflügels liegen nach Nordwesten, das ist sehr günstig; denn Sonnenstrahlen sollen von Küche und Abort tunlichst ferngehalten werden, da durch Bestrahlung Geruch und Dunst in den Raum und damit ins Haus gedrückt werden. Die Fenster des Schlafzimmertraktes liegen nach Nordosten, sie öffnen sich also der Morgensonne, der schönsten Sonne für ein Schlafzimmer.

Im Winkel zwischen West- und Ostflügel, genau der Südsonne geöffnet, liegt der Hauptwohnraum. Eßzimmer und Kinderwohnzimmer, dem Wirtschafts- und Schlaf Flügel vorgelagert, liegen zu beiden Seiten des Hauptwohnraums (und mit diesem verbunden) ebenfalls nach Süden.

Ausgezeichnet ist die Lage des Eßraumes. Der Wirtschaftstrakt steigt sich sowohl in der Raumanordnung, als auch in der Raumhöhe (was nur der aufmerksame Betrachter an Ort und Stelle gewahr wird) vom Eingang und W. C. über Arbeitsraum und Küche zum Eßraum hin. Dieser wiederum steht in loser Verbindung mit dem Wohnraum, denn Essen, Wohnen und Geselligkeit sind nie starr von einander zu trennen. Durch die Lage des Bades innerhalb des Schlafzimmertraktes und durch Einschaltung eines zweiten internen W. C. ist die Funktion des Schlafens einerseits genau so sauber von den Wohnräumen getrennt, wie andererseits die Funktion der Hauswirtschaft. Schließlich öffnet sich das Haus langsam dem Garten, über einen gedeckten Sitzplatz geht es auf eine offene Terasse, von dort ins Freie.

**Außenansicht
des gleichen Hauses**



Hier ist Grundriß-Organisation Organisation in doppeltem Sinne: straff organisiert und doch organisch weich sind die einzelnen Wohnungsteile untereinander verbunden.

Du wirst zugeben, lieber Betrachter, daß unser Architekt es weniger wie jener „tüchtige Maurermeister“, sondern weit eher wie unser wahnsinniger Krespel gemacht haben muß.

„. . . in kurzer Zeit stand ein völlig eingerichtetes Haus da, welches von der Außenseite den tollsten Anblick gewährte, da kein Fenster dem andern gleich war usw., dessen innere Einrichtung aber eine ganz eigene Wohlbehaglichkeit erregte . . .“

Freilich nicht Wohlbehaglichkeit vergangener Zeit, Wohlbehaglichkeit der Bierstube, der Mansarde, sondern Wohlbehaglichkeit des Menschen unserer Zeit, der Spiel, Sport, Licht, Gesundheit, Sonne braucht.

Die Wuwa als Faktor der Wirtschaft

Von Martin Darge

Kann man an ein Ausstellungsunternehmen, kaum daß es begonnen hat, überhaupt einen wirtschaftlichen Maßstab legen? Muß man nicht das Ende abwarten, um dann die Bilanz zu ziehen, um festzustellen, wie stark der Besuch war, was das ganze Unternehmen kostete, was also an Defizit oder höchst unwahrscheinlicherweise als Überschuß bleibt? Soll man nicht überhaupt lieber hier das Wirtschaftliche ausschalten, sich ganz auf künstlerische oder allgemein kulturelle Wertung verlegen, da doch die Erfahrung zeigt, daß kaum jemals eine groß aufgezogene Ausstellung einen wirtschaftlichen Gewinn abwirft?

Solche Bedenken waren sicherlich berechtigt in einer Zeit, als man nur den einen Ausstellungstyp kannte: Die repräsentative Schau, den Überblick darüber, wie herrlich weit man es in dieser oder jener Art gebracht habe, einen Aufbau zum Zwecke moralischer oder patriotischer Erhebung oder im Stile einer Belustigung des Volkes. Heute ist man aber, teils unter dem Druck schwieriger Verhältnisse, teils tatsächlich auch aus besserer Einsicht von dieser Art Unternehmen abgekommen. Die Breslauer Ausstellung „Wohnung und Werkraum“ ist ein guter Beweis dafür. Auf ihr soll nicht so sehr gezeigt werden, was geleistet worden ist, sondern das, was noch zu tun

übrig bleibt. Auf ihr wird umfangreiches Forschungsmaterial für eines der wichtigsten Lebens- und Wirtschaftsgebiete, für die Frage des Wohnungsbaues, des gewerblichen und landwirtschaftlichen Baues gegeben. Die Bezeichnung „Versuchssiedlung“, die man dem das Material der Hallenausstellungen praktisch erweiternden und wirkungsvoll illustrierenden Teil der Veranstaltung gegeben hat, sagt das bereits deutlich aus, auch für den, der sich noch nicht mit dieser Werkbundsiedlung näher beschäftigt hat. Darum also ist hier die Anlegung eines wirtschaftlichen Maßstabes nicht nur möglich, sondern auch durchaus notwendig, um an den Kernpunkt heranzukommen.

In den Kreisen der „Wirtschaft“ (was ist eigentlich — nebenbei gefragt — heute nicht wirtschaftliche Tätigkeit?) besteht seit längerer Zeit eine nicht unerhebliche Abneigung gegen Ausstellungen jeder Art. Man macht aus Gründen der Repräsentation oder der Reklame oft nur widerwillig mit, man schreibt die damit verbundenen Auslagen sehr oft von vornherein skeptisch ab. Diese Atmosphäre einer durch manche verfehlte Veranstaltung sicherlich geförderten Ausstellungsmüdigkeit ist auch der Breslauer Veranstaltung nicht gerade günstig gewesen. Man hat auch bei ihr immer wieder schwerste Bedenken erhoben, auf die schwierige finanzielle Lage der Stadt Breslau aufmerksam gemacht, die einen solchen Ausstellungsluxus nicht erlaube. Auch die Kritik ist nie ganz unproduktiv, aber sie muß, wenn sie sich nur auf Erwägungen der Gesamtsituation stützt, in dem Augenblick umgestellt werden, wo ein fertiges Objekt für sie vorliegt. Sie darf dann nur an diesem weitergeübt werden und muß sich jetzt gerade auf ihre wirtschaftliche Bedeutung, den realen Nutzen und den mittelbaren Wert erstrecken, nachdem man einmal vorher stets die finanziellen und allgemein wirtschaftlichen Argumente ins Feld führte.

Es liegt uns fern, hier einer eingehenden Spezialkritik in dieser Hinsicht vorzugreifen. Es soll lediglich versucht werden, die bei der wirtschaftlichen Wertung zu berücksichtigenden Gesichtspunkte festzustellen. Dabei läge es allerdings nicht im Interesse Breslaus und Schlesiens, wollte man sich auf das verlegen, was durch die Ausstellung nicht erreicht oder gefördert werden kann. Es gilt vielmehr, die Aktivposten der zukünftigen Bilanz aufzustellen; die Passiven wird man sicherlich, da dafür eine gewisse Geläufigkeit nicht zu verkennen ist, ohne große Schwierigkeiten daneben einsetzen.

Als Nächstliegendes ist zunächst der Eigenwert der Ausstellung zu berücksichtigen, also das, was man bei der Industrie-Gesellschaft unter dem Titel „Immobilien, Mobilien, Inventarien“ verzeichnet findet. Die Immobilien haben hier den stärksten Anteil. Sie sind verkörpert durch die zur Ausstellung gehörende Siedlung aus 35 Häusern, zum Teil für eine Familie bestimmt, zum Teil für eine Mehrzahl von Mietsparteien bis zu zweiunddreißig. Die Finanzierung und Durchführung dieser Bauten hat die Siedlungsgesellschaft Breslau übernommen, die dabei etwa zweieinhalb Millionen investiert hat. Der eigentliche Ausstellungsetat von etwa einviertel Million ist damit also nicht belastet. Die Bauten wurden von der Siedlungsgesellschaft im Rahmen ihres diesjährigen Bauprogramms errichtet, wären also auch ohne die Ausstellung, wenn vielleicht auch in etwas anderer Form, entstanden. Das Interesse für die Bauten ist schon vor Beginn der Ausstellung sehr rege gewesen und hat sich in den ersten Tagen nach der Eröffnung so stark gesteigert, daß die Gesellschaft mit einem glatten Absatz der Häuser rechnet. Gerade die größeren Einzelobjekte haben zahlreiche Interessenten angelockt. Für die Mehr-

familien- und Reihenhäuser kommt in erster Linie Vermietung in Frage. Damit wird also dieser größte Posten ausgeglichen und die Schaffung bleibender wirtschaftlicher Werte liegt hier für Alle klar.

Etwas weniger deutlich ist dem Nichtfachmann die durch diesen Siedlungsaufbau in Verbindung mit den Hallenausstellungen zum mindesten angebahnte Wertschaffung für die Zukunft, die sich auf die Allgemeinheit erstreckt. Sie aber muß herangezogen werden, will man die Kosten rechtfertigen, die letzten Endes doch von der Allgemeinheit getragen werden müssen. Neben dem Wunsch, mit der Ausstellung „Wohnung und Werkraum“ das allgemeine Gefühl für zweckmäßiges, gesundes und rein menschlich befriedigendes Wohnen und Arbeiten zu wecken und zu erhöhen, ist der beherrschende Zweck des Ganzen, die Wirtschaftlichkeit des Bauens, die Rationalisierung der menschlichen Arbeitskraft durch zweckmäßige Anlage von Arbeitsraum und Wohnung zu steigern. Die in den allgemeinen Verhältnissen begründete, sicherlich noch lange Zeit anhaltende Schwierigkeit der Finanzierung von Bauvorhaben, die durch den hohen Zinsendienst eingetretene Verteuerung des Bauens und schwierige Amortisation der Bauten, die wiederum hohe Mietspreise bedingt, macht eine Senkung der Baukosten zum obersten Gebot. Nur durch sie kann eine untragbare Höhe der Neubaumieten gemindert werden. Die Senkung der Baukosten darf aber nicht auf Kosten der Qualität der Bauten vor sich gehen. Das würde letzten Endes dann doch keine Verbilligung bedeuten. Darum das Bestreben der Bautechniker, neue zweckmäßige und billige Konstruktionen, neue schnelle, arbeitersparende Aufbaumethoden zu finden, darum der Ruf nach „Rationalisierung der Grundriß-Gestaltung“. Hier soll die Breslauer Ausstellung erproben und klären. Neues Baumaterial, neue Konstruktionen, die noch immer nicht ganz gelöste Frage der Serienproduktion in Bauteilen: das sind die hier im großen und ganzen für die Bautechniker mit praktischen Beispielen zur Diskussion gestellten Fragen. Wie weit die in Breslau gefundene Art ihrer Erörterung die Dinge vorantreibt, kann der Nichtfachmann kaum übersehen. Immerhin, das Interesse der Bauleute aus allen Teilen Deutschlands und auch aus dem Ausland ist sehr stark, und das ist kein schlechter Beweis für die Zweckmäßigkeit der Veranstaltung im bautechnischen Sinn.

Dazu kommt die das Thema der ganzen Ausstellung für alle ihre Besucher bildende Frage der Bewirtschaftung einer Wohnung, die Zeit und Geld spart, der höchsten Raumausnutzung, schließlich Spezialfragen, wie Geräuschschutz oder Sonnenbelichtung. Wenn man bedenkt, wie wichtig die Erholungsfaktoren für die Intensität der Arbeit und ihren Ertrag sind, wie stark die seelische Verfassung des arbeitenden Menschen seine Arbeitsleistung bedingt und wie von fast ausschlaggebender Bedeutung für das Lebensgefühl die Wohnung ist, in der man sich entspannt und neue Kräfte sammelt, dann wird man die große wirtschaftliche Bedeutung auch dieser Lösungsversuche nicht verkennen dürfen.

Der Organisation der Arbeit selbst hat die Ausstellung erfreulicherweise ebenfalls Platz eingeräumt. Zweckmäßige Einrichtung von Werkstätten, für Handwerk und Industrie, Organisation des Arbeitsraumes auch für den geistigen Arbeiter, wird hier durch praktische Beispiele zu erreichen versucht, ein Unternehmen, das erstmalig ist und schon darum besonderes Interesse beansprucht. In seinen Auswirkungen von besonderem wirtschaftlichen Nutzen für

den Osten Deutschlands kann auch der versuchte Aufbau eines landwirtschaftlichen Mustergehöfts sein. Man hat den Typ der Kleinbauernwirtschaft gewählt, weil gerade für sie, im Gegensatz zu den landwirtschaftlichen Großbetrieben, an rationeller Gestaltung der einzelnen Arbeitsvorgänge, an zweckmäßiger Anordnung von Gebäuden und Betriebsräumen noch fast alles zu tun übrig ist. Das Sparen mit Zeit und Arbeitskraft wird in dem Konkurrenzkampf gerade der östlichen Landwirtschaft mit den geographisch günstiger gelegenen innerdeutschen Gebieten und mit dem Ausland, bei dem immer fühlbarer werdenden Arbeitermangel von Tag zu Tag wichtiger. Darum ist es gut, wenn für die Neuerrichtung bäuerlicher Gehöfte oder für ihre Umbauten das Augenmerk auf die Möglichkeiten der Vereinfachung und der Verminderung der Arbeit gerichtet wird. Die bäuerlichen Anlagen belasten bei einer im Verhältnis zu gewerblichen Bauten geringeren Produktivität der Gebäude den Zinsendienst sehr stark, wie überhaupt der landwirtschaftliche Besitz sich bekanntlich bedeutend langsamer und geringer verzinst, als der anderer Gattung. Darum muß man bei den Landwirtschaftsbauten noch viel mehr wie sonst von Anfang an die betriebswirtschaftlichen Forderungen an erste Stelle setzen. Man muß möglichst kurze und geradlinige Transportwege schaffen; man muß den Gang der Hausarbeit genau berücksichtigen, muß — um nur ein Beispiel hervorzuheben — bei der Anlage eines Gebäudes, wie der Scheune, so exakt wie möglich vorgehen, denn durch ihre bauliche Organisation wird die Schnelligkeit, mit der die Güter in sie hineintransportiert werden können, ausschlaggebend bedingt. Oft handelt es sich bekanntlich um Viertelstunden, wenn man die Ernte ungefährdet und sicher einbringen will. Die Schaffung größtmöglicher Werte mit dem geringstmöglichen Aufwand ist aber, wie wir alle einmal gelernt haben, das Ziel jeder wirtschaftlichen Tätigkeit. Darum gilt auch für diese Teile der Ausstellung der wirtschaftliche Maßstab.

Unter den schon vorhandenen und erhofften Aktivposten der Ausstellungsbilanz darf schließlich einer nicht fehlen, dessen Bedeutung für die Bilanz einer ganzen Volkswirtschaft auch in Deutschland immer mehr erkannt wird: der Fremdenverkehr. Es steht nach den exakten Angaben der Ausstellungsleitung über Voranmeldungen usw. fest, daß die Veranstaltung recht starke Anziehungskraft auf andere Reichsteile und gerade auch auf das Ausland ausübt. Breslau und Schlesien können einen solchen belebenden Faktor für den Fremdenverkehr sehr gut gebrauchen. Auf seine wirtschaftliche Bedeutung braucht nicht weiter hingewiesen zu werden. Der Fremde läßt Geld. In der Zahlungsbilanz jedes Landes macht sich der „unsichtbare“ Posten des Fremdenverkehrs, des dadurch herbeigeführten Devisenzustroms bemerkbar. Im Jahre 1927 hat z. B. nach dem amerikanischen Zahlungsbilanzbericht der Touristenverkehr nach Deutschland bereits 20 Millionen Dollar gebracht. Die Einnahmen aus dem Auslandsfremdenverkehr, weltwirtschaftlich gerade für uns von starker Bedeutung, sind sicherlich noch steigerungsfähig. Man denke sich einmal Schlesien oder die Stadt Breslau als einen geschlossenen Staat, der, so wie jetzt das Reich, um Aktivität oder Passivität der Zahlungsbilanz kämpfen muß; man überlege sich dann die Summen, die der Verkehr aus anderen Teilen des Reiches und aus dem Ausland uns hereinbringt und vergleiche sie mit denen, die aus Breslau oder Schlesien hinausgetragen werden, und man wird sich sehr rasch der ganz besonderen Bedeutung bewußt werden, die für Schlesien und Breslau in der gegenwärtigen allgemeinen wirtschaftlichen Depression, in der Zeit stärkster Hemmungen des Wirtschaftsverkehrs das Zu- und Abfließen der Fremdenverkehrssummen hat.

Aus dem Reich der Farbe

Von Dekorationsmaler Max Streit

Die Freude an der Farbigkeit ist dem Menschen eigentümlich und so alt wie seine Freude an der Natur, wie sein Bedürfnis nach Heiterkeit, Frohsinn und Lebensfreude. Die Wandelbarkeit dieser Bejahungen ging auch an dem Farbverlangen nicht vorüber, doch immer wieder dringt der Wunsch nach einer farbigen Umwelt mit Allgewalt hervor. Diese Gefühlswellen ergeben sich aus den unveränderlichen seelischen Einwirkungen der Farbe. Sie finden ihren Niederschlag in der farbigen Behandlung möglichst aller von Menschenhand hergestellten Dinge, wie Gebäude, Räume, Möbel, Kleider, Geräte und Maschinen. Diese Erkenntnisse sind nicht neu. Aber nicht allgemein bekannt sind die Anstrengungen in Wissenschaft und Technik an der Bewältigung der umfangreichen Aufgaben, die durch die farbige Gestaltung gestellt werden.

Schon lange wird die Kennzeichnung der optischen Farbwerte angestrebt. Während in der Musik mit Hilfe des heutigen Notensystems jeder Ton in seiner Höhen- oder Tieflage und seiner Zeitlänge genau und allgemein verständlich übermittelt werden kann, ist es noch unmöglich, über einen Farbwert die gleiche Verständigung herbeizuführen. Dieser Mangel bedeutet sehr viel, wenn man bedenkt, daß das menschliche Auge mehrere Tausend Farbtöne zu unterscheiden vermag. Auch die physikalischen Gesetze der Farbenwirkungen sind heute noch nicht bekannt. Wertvoll auf dem Gebiete der Farbenforschung sind die neueren Arbeiten Prof. Wilhelm Ostwalds, dessen Farbenlehre und Farbenkreis wissenschaftliche Anerkennung gefunden haben.

Nicht geringere Schwierigkeiten bereitet die Farbentechnik. Es gibt wenig Werkmaterialien, die nicht in irgend einer Weise mit Farbe in Berührung kommen. Bei der Unzahl der zur Verfügung stehenden Werkstoffe, bei der Unterschiedlichkeit ihrer Eigenschaften und der Vielseitigkeit ihrer Verwendung ist das Gebiet der Farbenherstellung und Farbenverarbeitung übergroß gewachsen.

Man unterscheidet die Färbe- und die Auftragstechnik. Erstere hat die Aufgabe, andere Materialien mit flüssigem Farbstoff zu durchsetzen, letztere, Gegenstände körperlich mit einer Farbhaut zu bedecken. Diese heißen deshalb Körperfarben.

Die Körperfarben sind die Werkstoffe, die für die farbige Behandlung unserer Häuser, Wohnungen, Möbel und Geräte ausschließlich zur Anwendung kommen. Als äußerer Bestandteil dieser uns täglich umgebenden Dinge sind sie besonders in der Baukunst von großer Bedeutung geworden. Denn mit ihrer Hilfe ist es möglich, nicht nur Farbigkeit zu erzielen, sondern auch Einfluß auf die Erscheinungsform der behandelten Räume oder Körper zu gewinnen. Es liegt in der Hand des Gestalters, zum Beispiel einen Raum größer oder kleiner, höher oder niedriger, länger oder breiter erscheinen zu lassen, je nach der Wahl der Farben und der Verteilung auf die gegebenen Flächen. Die Farbe ist demnach ein starkes Ausdrucksmittel und ein jahrtausend-altes, unentbehrliches Bauelement. Als Bauwerkstoff hat sie daneben noch den Schutz der behandelten Gegenstände zu übernehmen.

Wie bei jedem anderen Material bedingen diese Verwendungszwecke eine gute Verbindung mit den anderen Stoffen. Also mit dem Untergrund, bestehend in Kalkputz, Gips, Holz, Eisen, Stein, Zement und anderen Stoffen mehr. Die Widerstandsfähigkeit gegen Temperaturschwankungen, atmosphärische Einflüsse, gegen Belichtung, Nässe, Säuren und

gegen alkalische Einwirkungen gilt als eine selbstverständliche Voraussetzung. Der dünne Farbauftrag hat ersichtlich große Anforderungen zu befriedigen.

Alle Körperfarben bedürfen zum Zusammenhalt ihrer Teilchen und zur Verbindung mit dem Untergrund eines Bindemittels. Als solche sind Leim, Kasein, Leinölfirnis, Wasserglas, Wachs und Harz bekannt. Doch nicht alle Farben können mit jedem dieser Bindemittel verarbeitet werden. Eine Reihe von ihnen ist nur mit Öl oder mit Leim verwendbar, andere sind nicht kalkbeständig oder ungeeignet für die Verbindung mit Wasserglas.

Da nur wenige Farben natürlichen Ursprungs und die Mehrzahl komplizierte chemische Produkte sind, wird auch die Mischbarkeit der Farben untereinander erschwert. Gewisse Farben, besonders Metallfarben, unterliegen auf Grund der Affinität ihrer Elemente chemischen Reaktionen, wenn sie mit einem anderen chemischen Farbstoff in Berührung kommen. Auch atmosphärische Einflüsse können nicht nur körperlichen Verfall, sondern auch Farbänderungen hervorrufen. Chromgelb, chemisch chromsaures Blei, ist eine lichtbeständige Farbe. Es kann aber nicht als lichtbeständig verwendet werden, weil das Blei sich mit den geringen Mengen der in der Großstadtluft enthaltenen Schwefelsäure zu Schwefelblei verbindet, das mit seinem grünlich-grauen Aussehen das leuchtende Gelb des Chromgelbs verändert. Solcher Beispiele gibt es viele. Die Verarbeitung der vorzüglichen Metallfarben bringt also bestimmte Gefahren, wenn ihre Zusammensetzungen nicht beachtet werden.

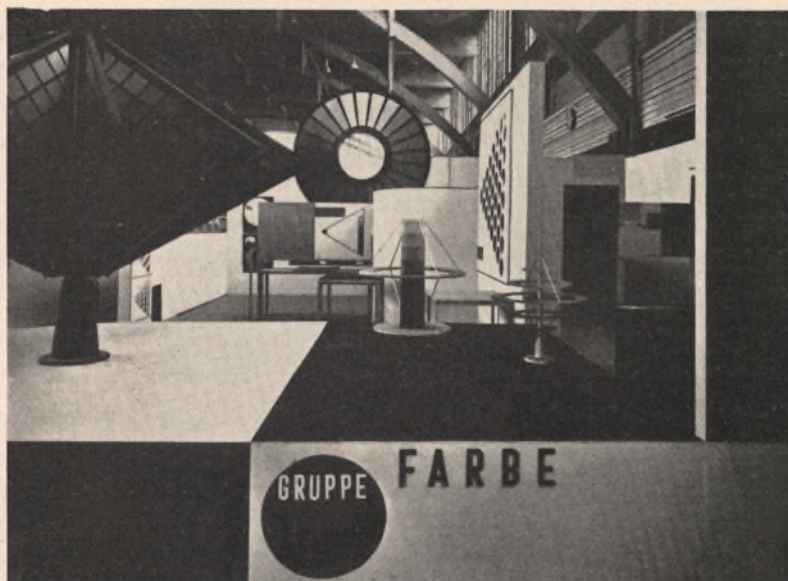
Am zuverlässigsten sind die natürlichen Erdfarben, die für alle Zwecke verwendet werden können. Doch ihre beschränkte Farbigkeit und die genannten Mängel der Metallfarben haben den neueren Teerfarben eine erhöhte Bedeutung gegeben. Diese aus dem Steinkohlenteer hergestellten Aniline sind zunächst keine Körperfarben, sondern nur färbende Mittel. Um sie als Körperfarben benützen zu können, gibt man ihnen einen körperlichen Unterbau, meistens Tonerden, Substrate genannt, die mit dem Anilinfarbstoff durchfärbt werden. Diese Substratfarben haben den Vorzug großer Farbigkeit und besitzen wohl auch allgemein die Mischfähigkeit untereinander. Dagegen ist ihre Lichtbeständigkeit noch oft bedenklich. Die in den letzten Jahren erzielten Fortschritte auf dem Gebiete der Teerfarbstoffherzeugung lassen jedoch erhoffen, daß die Ansprüche an erhöhte Lichtbeständigkeit immer mehr befriedigt werden, wie es heute schon bei einer Anzahl Teerfarben der Fall ist. Schwieriger wird es sein, den Substratfarben universelle Eigenschaften zu geben, also neben der Lichtbeständigkeit und der Mischfähigkeit untereinander auch die Verwendungsfähigkeit mit allen Bindemitteln. Voraussetzung hierbei ist die Unlöslichkeit in Wasser und Öl, um das sogenannte Durchschlagen oder Durchbluten des Teerfarbstoffes zu vermeiden. Ein in neuerer Zeit beobachteter Übelstand ist das Ausblühen der Substrate, das besonders unter dem Einfluß starker Sonnenbestrahlung bei roten Farben auftritt. Bei dieser Erscheinung bleicht der Farbstoff nicht aus, sondern das Substrat tritt wie ein dünner grauweißer Schleier an die Oberfläche und verändert dadurch das farbige Aussehen. Diese Erscheinung ist für den Verarbeiter eine der unangenehmsten, weil sie gewöhnlich erst nach ein bis zwei Jahren auftritt und nicht vorauszusehen ist.

Bei der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Farben ist es erklärlich, daß auch die Anstrengungen zur Vereinfachung und zur Erzielung zuverlässigen Materials und guter Arbeitsausführung immer mehr zunehmen. Wichtig sind hierbei die Kenntnis und die Ordnung des Materials.

Ausstellung „Farbe“ im Messehof

Blick in die physikalische Abteilung. Im Vordergrund der „Große Farbkörper“, hinten der „Farbenkreis“ von Prof. Wilhelm Oswald

Phot. Klette



Die von Prof. Johannes Molzahn und mir aufgestellte Abteilung „Farbe“ auf der diesjährigen Breslauer Werkbundaussstellung „Wohnung und Werkraum“ bringt deshalb einen Farbenstammbaum zur Darstellung, dessen Familien in besonderen Farbreihen gezeigt werden. Von dem Gedanken geleitet, daß die Verwendungsfähigkeit die erste technische Voraussetzung ist, wurde hierbei auch auf das Verhalten der Körperfarben zu den verschiedenen Bindemitteln und Untergrundmaterialien Bezug genommen. Ferner zeigt eine besondere Darstellung die nicht miteinander mischbaren Farben. Diese Ausstellungsgruppe kann natürlich nur eine Übersicht geben und die Probleme sichtbar machen, die die Körperfarben als Werkmaterial heute noch stellen.

Bei dem hochentwickelten Stand der Farbenchemie und der Reichhaltigkeit ihrer Erzeugnisse durfte nur eine Auslese vorgenommen werden. Trotzdem bleibt der Eindruck dieser Demonstration noch immer als der einer Überfülle an geeigneten farbigen Werkstoffen bestehen. Dieses Ergebnis konnte nicht ausbleiben, wenn der Materialpreis keine Rolle spielt. Die ehernen Gesetze der Wirtschaft verleugnen jedoch niemals das ökonomische Prinzip. Denn auch für die Farbenverarbeitung ist nicht allein die Verwendungsfähigkeit des Materials, sondern auch das Verhältnis seines Nutzens zum Geldaufwand maßgebend. Da viele vorzügliche Farben teuer sind, hat die Technik zu Farbverschnitten ihre Zuflucht genommen. Sie sind nicht immer zu verwerfen. Eine Körperfarbe kann durch Verschnitt unter Umständen auch werktechnisch gewinnen oder ihren Zweck wie ein unverschnittenes Material in gleicher Weise erfüllen. Ebenso können Farbschönungen, meistens Erden mit Teerfarblacken geschönt, praktisch brauchbare Werkstoffe hergeben. Die Kehrseite dieser Möglichkeiten liegt in der Verwirrung des Farbenmarktes und in der Unsicherheit bei der Verarbeitung, weil eine zuverlässige Kennzeichnung in bezug auf Zusammensetzung, Reinheit, Herkunft und Verwendungsfähigkeit nicht vorhanden ist. Dieser Nachteil wird alljährlich noch durch fortgesetzt neu auftretende Erfindungen vermehrt.

Der Weg zur Besserung führt nur über die Auslese und über das offene Bekenntnis über die Zusammensetzung und die Eigenschaften des Materials. Es ist unbegreiflich, daß alljährlich

ungeheure Mengen Körperfarben hergestellt werden können, deren Lichtunbeständigkeit dem Erzeuger im voraus bekannt ist. Wer baut heute bewußt ein Haus, das einstürzen muß, oder eine Maschine, die nicht geht? In der Farbenerzeugung ist noch vieles möglich und auch erlaubt. Die Öffentlichkeit als Erreger und ästhetischer Nutznießer der Farbenbewegung hat aber ein Interesse an der Ordnung dieser unhaltbaren Zustände und muß ein Interesse daran behalten, wenn die Freude an der farbigen Gestaltung nicht nur ein vorübergehendes Erlebnis sein soll. Deshalb die Forderung an den Hersteller: „Bekenne Farbe!“

Bei der Forderung nach einer Auslese ist oft das Bedenken einer allzu starken Verkleinerung der Farbpalette laut geworden. Diese Bedenken sind nicht berechtigt. Selbst bei größter Beschränkung in der Auswahl gibt es eine hinreichende Anzahl brauchbarer Körperfarben für alle möglichen Zwecke. Es ist auch falsch, ästhetische Anforderungen den technischen Möglichkeiten voranzustellen. Führender Grundsatz der farbigen Gestaltung ist allein die künstlerische Auswertung des Werkmaterials im Rahmen seiner brauchbaren Eigenschaften.

Also keine Sorge vor der Monotonie! Auch im Falle der durchgreifendsten Aussonderung werden noch immer genügend Farben zur Verfügung stehen, die eine Gefahr für die Farbigkeit nicht aufkommen lassen. Daß es in der Welt lustig und bunt zugeht, dafür sorgen ja auch noch die Menschen, die ebenso reichhaltig in ihren Anlagen und wechselvoll in ihrem Verhalten zueinander sind, wie die Farben.

Eine Frau durchstreift die „Wuwa“

Von Ilse Molzahn

Metalle, Hölzer, Glas, Isolierstoffe . . .

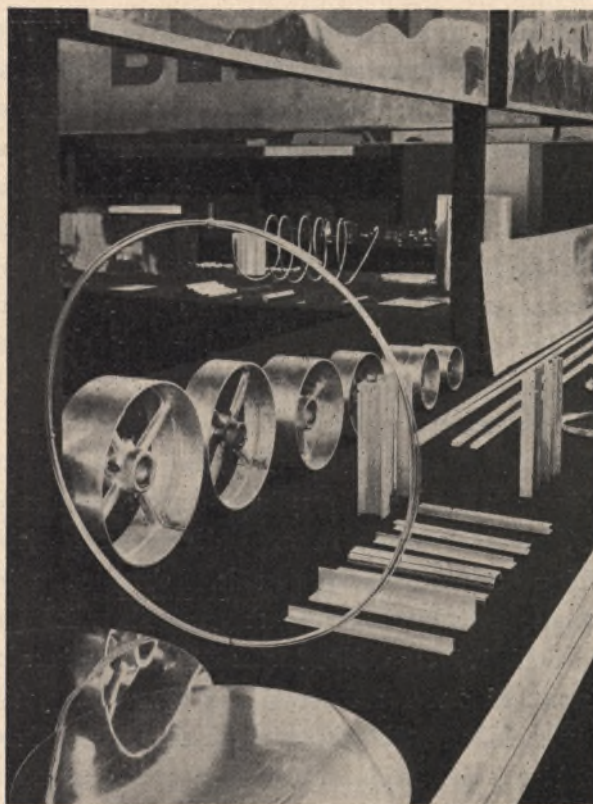
Wir sind zwar keine chinesischen Gaukler, die mit Metallstäben, silbernen Kugeln, farbigen Kristallen dadurch einen Zauberkreis erschließen, daß sie vermittels der akrobatischen Geschicklichkeit ihrer Hände die Materie zu einer Besessenheit steigern, in einen Teufelstrick verwandeln, sondern wir sind „träumende“ Europäer, das Wort „Sachlichkeit“ als Stichwort auf die Fahne der neuen Bewegung geschrieben, vielleicht mit minder begabten Händen und Augen wie jene asiatischen Zauberkünstler, jedoch voller Begierde nach den an sich nüchternen Stoffen, wie Metalle, Hölzer, Glas, Beton usw., die uns wie Kinder zum Spielen reizen.

Wollen Sie einmal die Materie im Anfang sehen, einmal sehen wie eine Metallscheibe aussieht, die später zu einem Kochtopf sich rundet, oder zu einem Sieb sich löchert, zu einer Reibe aufgeraut wird, dann gehen Sie in den Messehof, spiegeln Sie sich in den Aluminiumplatten, schauen Sie durch die farbigen Glaswände, erleben Sie das Stahlwunder hinaufstrebender Spiralen, beachten Sie die metallische Zauberwelt hingespigelter Röhren, Scheiben, Kreise, Walzen und Schrauben, verirren Sie sich in dem Labyrinth Ostwaldscher Farbenkomplexe, schauen Sie auf die Kreise bunter Gebetsmühlen, erleben Sie das Wunder spiegelnder Furnierplatten, deren Maserungen die Runen und Streifen, die Saftadern und Jahresringe wachsender Bäume unvergänglich festhalten.

Der moderne Mensch, dessen Optik durch die verschiedensten Experimente geschult ist, mit dem Hang zum Unfertigen, wie Kinder mehr denn je einem Spieltrieb ergeben, wird hier

Moderne Baustoffelemente in ihren wichtigsten Erscheinungsformen als Halbfabrikate

Messehof
Gruppenleiter:
Josef Vinecky,
Breslau

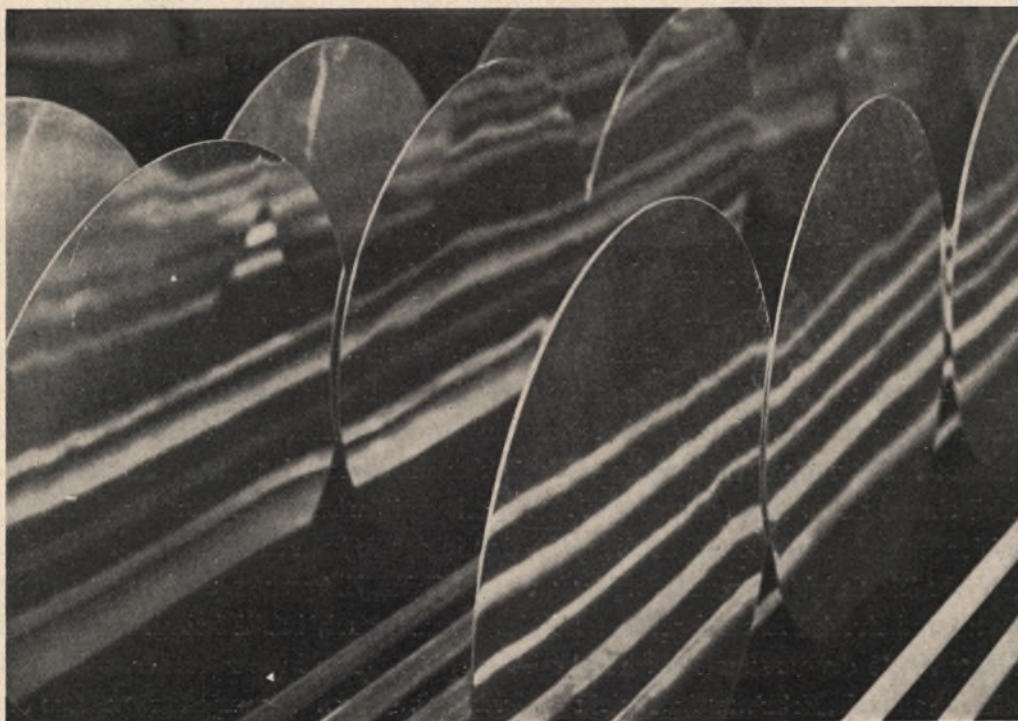


Riemenscheiben und Eisenteile

Phot. Klette

Aluminium- platten

Phot. Klette



freudig angeregt und durch Erzeugnisse in Erstaunen gesetzt, die er sonst in dieser reizvollen Unfertigkeit nicht zu sehen bekommt. Hier im Messehof ist sozusagen die Musterspielkiste des Architekten aufgebaut, hier kann er aussuchen und wählen. Hier gibt es Fußbödenstoffe und Wandbekleidungen, Aluminiumtapeten, funkelnd, glitzernd, abwaschbar, Linoleum oder Lincrusta, weich und warm in der Farbe, hier gibt es Fenster und Türen, Heizanlagen, Luftversorgung, Dachsteine, Wände, dünn und dick, leicht, isoliert, warm und kühl. Hier gibt es endlich Räume, erste Stabilisierungsversuche für den bis jetzt auf das Abenteuer mit den Rohstoffen eingestellten Beschauer, und doch auch hier Experiment, verschiedenster Formwille.

Einerseits das solide Schlafzimmer mit Holzbetten zu zweit, mit Kleiderschrank und „Frauenspiegel“, auf der anderen Seite der Raum für alles. Lederruhen auf Nickelstützen, Schreibtische aus Panzerplattenholz und Metallschubfächern, nicht mehr auf vier, sondern auf drei Beinen ruhend, warum vier, wenn dreie auch genügen? Teewagen aus Glas und Nickel, Mokkatassen aus Porzellanzyklindern mit Messingrohr umkleidet, eine kleine Holzscheibe als Griff, gewebte, farbige Behänge, der Gebetsteppich des modernen Europäers, ganz und gar auf Form und Struktur eingestellt. Rabatten von Woll- und Seidenfäden, bunter Garten der Phantasie sinnvoll einem Gesetz verpflichtet, das den Reiz nicht mindert, sondern erhöht.

Schließlich irgendwo in der Dämmerung, höhlenhaft verborgen, die Utopie eines Wohnraums. Die Landschaft ist in das Zimmer eingebrochen, ein Springbrunnen plätschert vor Klubsesseln, eine Glaswand trennt schützend vor der rauhen Witterung, aber visionell ist alles eins, Natur und Raum. Ein deckenhohes Glasbassin ist ein idealer Goldfischteich, lebendige Pflanzen, grünliches Wasser ersetzen eine Wand. Warum nicht diese Fata Morgana in der Wüste unseres Alltags? Vielleicht wird es einmal die Oase sein, nach der unsere verdürsteten Sinne tasten.

Intermezzo:

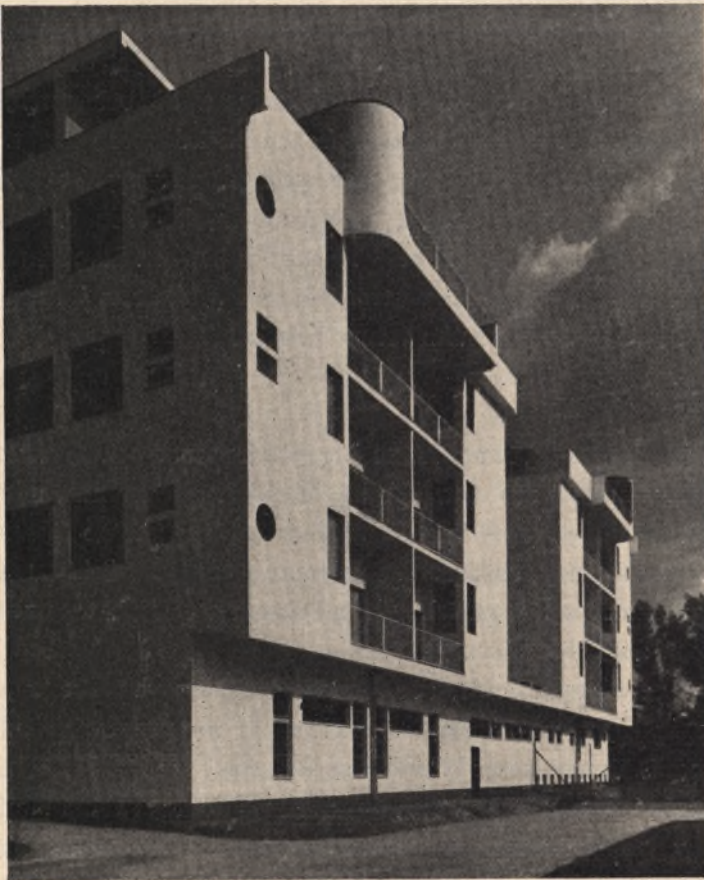
„Für Sie nicht, gnädige Frau? Ja, Sie sind böse! Sie sprechen ganz laut von Narretei und Unfug und ich weiß nicht von was für welcher Unmöglichkeit. Verzeihen Sie mir, aber ich glaube, daß Sie sich irren, nicht ich. Haben Sie wirklich Angst, daß Ihnen der Kristallaufbau von Kompottschalen und Römern, der jeden Morgen von Anna so gewissenhaft und, ich sage leider, vorsichtig mühsam abgestaubt wird, einmal weggenommen wird? Nicht wörtlich weggenommen, das kommt nicht in Frage, wer wird denn so etwas stehlen, nein, aber Ihrer Phantasie wird es weggenommen, Ihrer Einstellung, daß das etwas Schönes sei. Schauen Sie in die Glasvittrinen, beachten Sie, daß man endlich einmal Achtung vor der Materie gehabt hat, daß man nicht, wie üblich, mit der eigenen dummen und fantasielosen Hand den sogenannten „Schliff“ hineingebracht hat. Schauen Sie her, das ist endlich einmal ein junges, schönes Glas, nicht mit den Runzeln und Alterserscheinungen vergangener Jahrhunderte, bemerken Sie nicht, daß in der sparsamen Einfachheit die Vollendung liegt? Wozu eine ausgewogene Form mit überflüssigem Zierrat verderben? Nein, Sie gehen stirnrunzelnd durch diese Geschäftsstraße des Geschmacks, haben keinen Blick für die anständige Weiße der unverschnörkelten Porzellane, Sie finden immer wieder, daß das hier so aussähe wie beim „Zahnarzt“, gar nicht ein bißchen „hübsch“. Aber liebe, gnädige Frau, Sie

sind doch selber hübsch, warum verlangen Sie das auch noch von Ihren Gebrauchsgegenständen. Gebrauchsgegenstände sollen doch ganz unaufdringlich sein, ganz ohne Klimbim. Jetzt halten Sie wieder entsetzt an, bei den neuen Betten, Sie sind vollkommen versteinert. Sie behaupten, man könne in solchen Betten nicht schlafen, deren Matratze zwischen Nickelclippen hängt. Gnädige Frau, es ist dieselbe Matratze, die Sie auf Ihren Lager zu bevorzugen pflegen; nur das, womit Sie gar nicht in Berührung kommen, hat sich verändert. Sie behaupten, daß es in diesem Bette kalt sein müsse, daß es darin ziehen würde. Ja, liebe gnädige Frau, wenn Ihre Frau Großmutter Sie so sehen würde, in Ihren dünnsten Seidenstrümpfen, dem leichten, kurzen Seidenrock, dann würde sie Ihnen wohl einen Grabstein im voraus bestellen.“

Ausflug nach Damaskus

Abbo, ein Syrier, wurde einmal gefragt, was seine liebste Jugenderinnerung sei. Zuerst besann er sich einen Augenblick, wir erwarteten das erste Liebeserlebnis dieses braunen, mit feuchten, schimmernden Augen sich umblickenden Orientalen. Aber es kam etwas ganz anderes, gänzlich Unerwartetes, das sich in einem einzigen Satz konzentrierte: „Das Schönste, was ich denken kann, war, wenn wir morgens auf den Dächern von Damaskus aufwachten und einander zuwinkten bis an die Mauern der Stadt“ . . .

Auch hier draußen auf dem Ausstellungsgelände, der Versuchssiedlung von Breslau, kann man einander von Dächern zuwinken, wenn man auch vielleicht nur in seltenen Fällen darauf schlafen wird, da unser Sommer kurz und unser Winter lang ist. Aber die Möglichkeit für ein freies, mit der Natur verbundenes Wohnen ist gegeben, das Dach als Sommerwohnraum in der verschiedensten Ausführung gestaltet. Weiß glänzen die Mauern, frei schweben die Sonnenterrassen über sich wölbenden riesigen Glaswänden. Diese Terrassen haben es mir angetan. Ich weiß zwar, daß ich von ihnen aus nicht auf den Antilibanon schauen kann, nicht auf blühende Orangenhaine, fruchtlastende Obstplantagen, schwimmende Rosengärten, nicht auf Moscheen und Hunderte von funkelnden Minaretts, nicht auf buntbesteinte Mosaikflächen, nicht auf den Barada und seine in fernen Sümpfen sich verlierenden Nebenflüsse, nicht auf die strahlende Ebene von Gutah. Von diesen Dächern aus sieht man in die grüne Blätterverwirrung nordischer Waldungen, sieht man in die nebelverhangenen Horizonte karger Ebenen, hier, auf diesen Dächern wird man die glühend aufsteigende Sonne tauender Märztage und die müde Glut bunter, verspielter Herbsttage genießen können. Sie sind groß, verschwenderisch, man kann auf ihnen schreiten, laufen, springen. Die „Badewannenbalkons“, auf denen Geranienkästen ein kümmerliches Dasein fristeten, sind rühmlich abgelöst, hier kann man „tafeln“, während man auf jenen zur Not einen Stuhl unterbringen konnte. Eisenbänder schützen, umschließen das Dach, Markisen können, wenn erwünscht, von der übrigen Umgebung isolieren, nur der Sonne ist der Zutritt gestattet, der hier sozusagen ein Tempel gewidmet ist. Überall hat man sparsam mit Verdunkelungsstoffen gearbeitet, wie dicken Wänden, kleinen Fensterluken. In den neuen Häusern unseres nordischen Damaskus ist den Lichtquellen unumschränkter Zutritt ermöglicht. Das Stadium des Höhlenmenschen scheint gänzlich überschritten, der Mensch sehnt sich nach der Freiheit, nach der Landschaft. Er, der täglich in dem zermürbenden Tempo künstlichen Betriebes lebt, der immer zwischen zwei Telefonen, einem Lautsprecher, zwischen



Das Turmhaus
Arch. Adolf Rading

Phot. Klette

Eisenbahnschienen, Straßenbahngleisen, zwischen Gummirädern und Propellern, hört, sitzt, rutscht, reist und fliegt, ihm ist die Beengung der umschließenden vier Wände etwas Unerträgliches geworden, also schuf man sie zum Teil aus Glas, verpflanzte das Produkt technischer Energie und menschlicher Bewegtheit wie einen Baum mittlen in die Landschaft, nur durch eine durchsichtige Scheibe von ihr getrennt.

Ja, wo sind die Gardinen, Teppiche und Vorhänge? Wo sind alle die Stoffe, die eine sogenannte „gemütliche Atmosphäre“ schufen? Man hat auch damit aufgeräumt. Ja, wenn es Ihnen nicht gefällt, gehen Sie nach Damaskus, schauen Sie in die Höfe, Säle und Kammern, schauen Sie an die Wände aus Porphy, beachten Sie die verblichenen Farben und schmucklosen, offenen Fensterhöhlen, sehen Sie auf jenen Gebetsteppich, der in einer Ecke ausgebreitet, und nichts ist außer ihm da. Betrachten Sie die zwei dunklen Stellen, die die Spuren von Knien sind, von den Betenden hinterlassen, Betenden mehrerer Generationen. Sie werden nicht viel mehr in jenen Räumen sehen, die der Kulturausdruck eines alten Volkes sind. Warum verlangen Sie, der Sie stolz auf die Zivilisation eines entwickelten Zeitalters sein wollen, von sich weniger, als man bei den vergangenen Geschlechtern geprüft und für richtig befunden hat?

Sie gehen noch ein wenig scheu in ein Haus, dessen eine Wand aus geriffeltem Glase besteht; dasselbe Glas scheint es zu sein, aus dem Ihre Säureschale gemacht ist, in der Sie Ihre Photofilme zu entwickeln pflegen. Aber schon fühlen Sie sich durch das sanft durchschimmernde

Licht verzaubert; man kann deutlich merken, daß sich aus Ihrer anfänglichen Verwirrung freudige Überraschtheit herauschält. Die Zimmer mit den geraden Wänden, dem vielen Sonnenlicht, den eingebauten Gebrauchsgegenständen, die keine Ecken und Winkel schneiden, keinen Staub fangen, wird Ihr Zukunftsideal sein. Sie werden bald von verschiebbaren Wänden schwärmen, Zweckmöbeln, Stahlstühlen und Soffittenlicht. Sie werden keine Perser mehr auf Ihren Fußboden ausbreiten, das sakrale Symbol gläubiger Menschen mit dem Staub bedecken, den Sie soeben von der Straße hereingebracht haben. Aber Sie werden sich dafür einen farbigen Gummifußboden anschaffen oder Pflanzenfaser, verknüpft und gewirkt, unter Ihre Füße legen. Sie werden nicht die Wand, die so schön im Aluminium-Silberanstrich ist, mit 10 oder 20 sinnlosen Nägeln bepflanzen, an denen 10 oder 20 mehr oder weniger geschmacklose Reproduktionen hängen, vom Familienphoto oder der „Ährenleserin“ ganz zu schweigen. Nein, so rückständig sind Sie ja alle nicht mehr, die Sie eben die Legende von dem Sonnenaufgang in Damaskus, dem Erwachen auf den Dächern gehört haben. Sie, die Sie hier bald in diesen neuen Häusern wohnen werden, ihnen sozusagen eine Seele geben werden, die Sie durch Rasenflächen und Gärten miteinander verbunden sind, verbunden durch die großen, Einblick gewährenden Scheiben Ihrer Betonwände, verbunden durch die Sonnenterassen, der gemeinsamen Idee einzelner Architekten. Ihnen wünsche ich, daß Sie dem Geiste dieser Häuser gerecht werden und wie jene Damaszener sich von Ihren Dächern gegenseitig zuwinken werden wie Menschen, die sich durch die klaren Gesetze formaler Schönheit verpflichtet und verbunden fühlen.

Schiff und Turm

Bisher sind wir unseren Ausstellungsarchitekten ganz gut gefolgt, mit Damaskus, Klein-Marokko oder wie sie sonst diese neuen Häuser bezeichnen werden, sind wir ganz gut fertig geworden. Aber schon während dieser Besichtigung in den Familienhäusern erhoben sich zwei drohende Flanken, rechts und links. Einmal schauten wir durch eine Scheibe, jene gerühmte, gewölbte Scheibe, auf einen Koloß von Bau, seltsam vergittert und unregelmäßig gestaffelt, durch geflochtene Drähte bespannt, halb Fabrik, halb übereinandergestellte Menageriekäfige (Das sagten Sie, nicht ich, mein Herr!), auf der anderen Seite aber ein Bauwerk, kühn um die Ecke herumgeworfen, das einem leibhaftigen Ozeandampfer auf das vollkommenste gleicht, mit Bullenaugen, Kajütenfenstern, Deck, Schott und Kojen, die Schornsteine nicht zu vergessen, der aber trotz Fluten der Jahreszeiten, trotz Stürmen, Schnee und Regen, trotz aller Wandlungen des Klimas in der Landschaft fest vor Anker liegen wird. Nur seine Bauweise wird dem Zauber von Übersee, dem Zauber fremder Völker und Meere, jeglicher Phantasie lebendiger und zukunftsgläubiger Menschen Vorschub leisten, vor allem aber wird sie dem Sinn gerecht werden, der in dem Lebensablauf, dem Wohnen hier auf dieser Erde, nur eine Reise sieht, die man auf einen anspruchslosen Raum, auf ein gemeinschaftliches „Miteinander in Beziehung stehen“ am vollkommensten und sozialsten abwickelt.

Ja, mein Herr, ich sehe, Sie runzeln die Stirn, kommen wieder mit den Phrasen von „Überspanntheit“ und „ausgeklügelten Unsinn“. Ich kann es nicht so auffassen, ich freue mich über jede neue Idee, über jedes großartige Experiment, über dieses phantastische, geniale Schiff, das hier vor uns ragend auf Dock steht und nun bald zum Gebrauch von Stapel laufen wird.



Die Ladenstraße

Keramik

Prof. Hennig (Bunzlau)

Phot. Klette

Ich bin eben in seinem Bauche herumgestiegen, habe unten die komplizierten, ewig unbegreiflichen Wirrnisse von Röhren, Drähten, Zuleitern und Schaltern angesehen und steige nun die Treppe hinauf, gehe schwankend, denn die Illusion des auf dem Ozean Getragenwerdens ist zu vollendet, den langen Flur hinab. Ich schaue in die vielen einzelnen Kajüten, eine der anderen gleich wie Zellen in einem fleißigen Bienenstaat. Hier zaubert Normierung, Ausgewogenheit und Dimension das Erlebnis des Baues. Treppe neben Treppe, hinauf und hinab, verbindet immer ein oberes Zimmer mit einem tiefergelegenen, beide breitester Sonnenbahn geöffnet. Große Gemeinschaftsräume sind neben Sonnenterrassen diesem Musterschiffe eingegliedert, dem nichts weiter fehlt, als daß man es besteigt, seine Koffer in den eingebauten Schränken ausleert und nun erwartungsvoll sich hineinschiffen läßt in das Land noch nicht erprobter Wohnmöglichkeiten, in das Land eines neuen, bewußten und zielstrebenden Geistes.

Epilog

Noch immer stehe ich hier sozusagen „auf Deck“, schaue über das weißleuchtende Baugelände hinüber nach dem Gegenpole, dem Turm. Mir erscheint beides als ein gutes Symbol. Hier die Abenteuerfahrt ins Leben, dort der kompakte, strengere Raum, näher dem Himmel und seinen Deutungen. Hier vielleicht das Heim der in der Stadt Schaffenden und Arbeitenden, dort der Sitz für Künstler, Architekten und allen anderen, die einen Werkraum für sich beanspruchen. Abends werden bei beiden die Lichter aufglühen, das Schiff grüßt dann den Turm mit seinen erleuchteten Glasbändern, der Turm strahlt dem Schiff mit seinen großen Lichtquadraten. Beide aber betreuen die Flachhäuser, die Zellen und Einzelwohnungen, die zwischen ihnen liegen. Über das ganze aber spannt sich ein Himmel, vor dem Jahrtausende immer nur wie ein Tag sein werden.

RUNDschau

Musik

Aus Breslauer Bibliotheken und Sammlungen

Die beiden großen Breslauer Büchereien, die Stadtbibliothek und die Staats- und Universitätsbibliothek, bergen unter ihren reichen Beständen beide eine recht ansehnliche Zahl musikalischer und musiktheoretischer Druckwerke und Handschriften. Vornehmlich die Stadtbibliothek besitzt einige in sich geschlossene Abteilungen, die in solcher Vollständigkeit und Zusammensetzung höchst selten anzutreffen und daher in den Kreisen der Musikforschung mit Recht berühmt sind. Da sind in erster Linie die handschriftlichen Tabulaturen und Chorbücher der alten Breslauer Kirchen zu nennen: gewichtige Sammelbände, in denen von fleißiger Schreiberhand alle zum Gottesdienst gebrauchten Stücke in einzelnen Stimmen oder in partiturmäßiger Einrichtung eingetragen wurden. Die letztere wurde in der sinnreichen Buchstabentonschrift (deutsche Orgeltabulatur) aufgezeichnet oder — nach dem Ausdruck jener Zeit — „abgesetzt“, eine Tätigkeit, in der jeder Kantor und Organist bewandert war. Jene Orgeltabulaturen und Handschriften haben uns nicht nur manch wertvolles Stück aus früheren Jahrhunderten erhalten, sie geben zugleich ein imponantes Bild von dem Hochstand der kirchlichen, d. h. in damaliger Zeit der öffentlichen, von der Stadtgemeinde unterhaltenen Musikkultur. Zudem beweisen die Handschriften der Breslauer Stadtbibliothek in ihrer Gesamtheit, daß es an schaffenden Musikern im alten Schlesien ebensowenig fehlte, wie in anderen Landesteilen. Freilich ist erst ein Bruchteil davon ans Tageslicht gekommen: erst heute ist eine große Ausgabe der Werke von Thomas Stoltzer (geb. um 1450 in Schweidnitz) im Werden, findet der Liegnitzer Hofmusiker Joh. Knöfel (um 1580) seine späte Würdigung, wird der Zusammenhang schlesischer Komponisten der Barockzeit mit dem geistigen Schaffen der Provinz, das damals ganz Deutschland befruchtete, näher untersucht. Obwohl in zahllosen Musikdrucken des 16./17. Jahrhunderts sich Widmungen an das Brieg-Liegnitzer Fürstenhaus finden, ist der Zusammenhang dieser kunstfreudigen Residenzen mit dem damaligen Musikleben noch nie geprüft worden. In dieser Hinsicht bieten die Breslauer Bibliotheksbestände noch viele Aufgaben, die hoffentlich von der heranwachsenden Generation musikstudierender Schlesier nicht mehr lange übersehen werden.

Eine Besonderheit der Breslauer Stadtbibliothek ist ferner der Bestand an italienischen Musikdrucken des frühen 17. Jahrhunderts, der dem Sammelfleiß von Daniel Sartorius, einem zeitgenössischen Schulkollegen

des Elisabethanums, zu verdanken ist. Hier finden sich zahlreiche Zeugnisse aus der Frühzeit der „Monodie“, des begleiteten Sologesanges, und es ist besonders fesselnd, sich zu vergegenwärtigen, wie das Vorhandensein dieser auch damals schon begehrten Ausgaben auf die Entwicklung des heimischen Kompositionsstils zurückgewirkt haben mag. Diese Abteilung der Stadtbibliothek befindet sich noch heute in einem Zustand makelloser Erhaltung und enthält Werke, die nirgends sonst auf deutschen Bibliotheken zu finden sind, ja sogar einige, die als wirkliche Unica angesprochen werden müssen.

Das dritte Besitztum, um das auswärtige Bibliotheken die der Stadt Breslau beneiden, ist die „Bohnsche Partiturensammlung“, ein einzigartiges Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes. Emil Bohn (1839—1909), manch altem Breslauer noch durch seine Historischen Konzerte in Erinnerung, befaßte sich in mehr als zwölfjähriger Arbeit damit, die mehrstimmigen Gesangswerke der Zeit vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, die ausnahmslos nur in Stimmenheften erschienen waren, zu spartieren. Seine mustergültigen und äußerst verlässlichen handschriftlichen Partituren vermachte er der Breslauer Stadtbibliothek; da in letzter Zeit die einzigartige Sammlung von einheimischen und auswärtigen Fachgelehrten in immer steigendem Maße herangezogen wird, scheint diese mühevolle Arbeit erst in unseren Tagen ihren rechten Ertrag zu finden. Für den Musikhistoriker hat der Name Emil Bohn zudem deshalb einen guten Klang, weil seiner opferwilligen Arbeit auch die Katalogisierung der Breslauer musikalischen Bibliotheksbestände und eine gedruckte Bibliographie des mehrstimmigen deutschen Liedes zu danken sind. Allerdings ist aus dem Nachlaß Bohns und aus anderen Quellen inzwischen mancher Zuwachs der Breslauer Bibliotheken eingetreten, ja zuweilen läßt der Zufall seltene Musikdrucke an unvermuteten Standorten auftauchen: eine Ergänzung der Bohnschen Kataloge auf den heutigen Stand wäre daher sehr wünschenswert.

Die musikalischen Bestände der Universitätsbibliothek unterscheiden sich von denen der Stadtbibliothek wesentlich, eine Folge ihrer verschiedenen Herkunft. Wie die wertvolle Bibliothek des Musikalischen Instituts, der E. Kirsch 1922 eine besondere Studie gewidmet hat, stammt die Mehrzahl der Musikdrucke und -handschriften der Universitätsbibliothek aus dem Besitz der im vorigen Jahrhundert säkularisierten Klöster und Stifte. Daher sind hier wertvolle liturgische Handschriften des Mittelalters, zahlreiche

musiktheoretische Drucke und viele katholische Kirchenmusikalien aus jüngerer Zeit zu finden. Kirchenmusik des 18. Jahrhunderts besitzt auch das Breslauer Diözesanarchiv. Für das Studium des gregorianischen Kirchengesangs und des katholischen deutschen Liedes sind in den genannten Bibliotheken wertvolle Quellen in seltener Zahl vereinigt.

Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß auch historische Musikinstrumente in Breslau als Zeugen einer großen Vergangenheit zu finden sind. Bekannt ist es, daß im Schloßmuseum ein Cembalo aus Friedrich d. Gr. Zeit aufbewahrt wird. Wertvoller aber sind vom historischen Standpunkt aus die alten Musikinstrumente des Kunstgewerbemuseums, unter denen sich Überreste aus dem Gebrauch der Breslauer Kirchenkantoreien sowie zwei besondere Kostbarkeiten befinden, über die Max Schneider in „Schlesiens Vorzeit“, 1928, berichtet hat: die eine ist eine schöne tragbare Orgel von Johann Hoferichter aus Peterswaldau. Das Instrument, als dessen Erbauungsjahr 1657 überliefert ist, verkörpert mit seinen wenigen, scharf kontra-

stierenden Registern ausgezeichnet den Klangtyp der Barockzeit, dem man gerade heute wieder besonderes Interesse entgegenbringt. Das andere wertvolle musikalische Besitztum des Museums ist ein automatisches Spinett von Sam. Bidermann in Augsburg (um 1600), das aus Altbreslauer Besitz stammt und uns noch mehr als den Klavierklang jener Epoche, nämlich wirkliche Originalmusik getreulich aufbewahrt hat. Die eingebaute Walze vermag sechs Stücke zu spielen, teils weltlicher, teils geistlicher Natur, und in dem Trompetermarsch, der Polacca, den Choralbearbeitungen, die hier gleichsam von Geisterhänden heraufbeschworen werden, vernehmen wir die Hausmusik einer längst verklungenen Zeit: ein wahrhaftes Denkmal alter Bürgerkultur. Musikalien, Bücher, Instrumente der Vergangenheit, sie reden nur zu dem, der ihre Rolle in Kirche und Haus sich vergegenwärtigen kann; für ihn aber kündet ihre Sprache eindringlich vom regen musikalischen Leben Schlesiens in früheren Jahrhunderten.

Peter Epstein.

Theater

Die Breslauer Oper unter Turnau 1925—1929

Nach vierjähriger Tätigkeit verläßt Professor Josef Turnau seinen Breslauer Wirkungskreis, um die Leitung des Opernhauses in Frankfurt a. M. zu übernehmen. In der rasch fließenden Entwicklung des heutigen Theaters sind vier Jahre immerhin ein Abschnitt; es gilt zu fragen und zu prüfen, ob dieser Abschnitt, den der Name Turnau bezeichnet, für die künstlerische Situation unseres Stadttheaters in Weg, Richtung und Ziel Geltung und Wirkung behalten wird. Dabei ist es zunächst nicht entscheidend, daß die äußere Summe der in diesen Jahren geleisteten Arbeit ungewöhnlich groß ist: etwa 83 Neuinszenierungen, Erstaufführungen und Uraufführungen sind zu zählen. Gewiß ein ganz erstaunlicher Arbeitsumfang, eine Bewältigung vielseitigster Aufgaben, ein rastloses Arbeitstempo. Wichtiger aber bleibt die Intensität dieser Arbeit, bleiben die leitenden Gedanken und das Maß ihrer Verwirklichung.

Bei dieser Rückschau den Intendanten vom Künstler zu trennen, fällt bei Turnau sehr schwer. Er ist einer der ganz wenigen deutschen Opernleiter, die aktivstes Künstlertum mit starker Organisationsbegabung vereinigen. Vielleicht wird man erst später klar erkennen, daß gerade die lebendige Verbindung beider Kräfte in einer willensstarken Persönlichkeit in diesen für die Oper als Kunstgattung so schwierigen Zeiten notwendig war, um unser Institut vor der Krise zu bewahren. Die Nachkriegsjahre hatten das Schauspiel zum vorherrschenden Ausdrucksmittel der geistigen Zeitbewegungen emporgehoben; seine Lebensbedingung war dadurch breiter fundiert, seine Entwicklung sichergestellt. Anders die Oper. Sie blieb an die ungelösten Probleme und zersplitterten Rich-

tungen der musikalischen Zeitströmungen gebunden, ihr Anschluß an die Gegenwart ging und geht schrittweise und mühsam, ihr äußerst komplizierter künstlerischer Organismus wehrt sich gegen jede sprunghafte Entwicklung und ihre gegenwärtige Produktionsknappheit zwingt zu einer beträchtlich umfangreicheren Pflege der Tradition, als sie das Schauspiel nötig hat. Die reproduzierende Opernkunst braucht in solchen Zeiten Führer von sicherem Instinkt für beide Grundkräfte der Gattung: die musikalische und die szenische. Aber das Entwicklungstempo der beiden Elemente blieb nicht gleich; je mehr die zeitgenössische Musik sich zunächst anderen Formen zuwandte und an der Oper vorbeikomponierte, desto zwingender wurde die Forderung, wenigstens mit einer Wandlung der Opernszene den Anschluß an die zeitgemäße Bühnenkunst herzustellen. Mit ängstlichen Kompromissen war es hier nicht getan; es mußte zielklar und unter Verzicht auf bequemeren Erfolg der Weg gegangen werden, der die Oper aus ihrer entwicklungsfeindlichen Konservierung herausführte. Turnau ist diesen Weg gegangen, unbeirrt und unverdrossen. Dazu gehörte ein zäher Wille und eine feste künstlerische Überzeugung. Denn zur selben Zeit, als man im Schauspiel längst die neue Aufgabe der Regie erkannte, als man dort tiefgreifende Stilreformen widerspruchlos billigte und als berechtigt empfand, wurde der zeitgemäße Opernregisseur von der Mehrheit überall als unwillkommener Eindringling in geheiligte Bezirke betrachtet, wurde der Wandel der Opernszene als fruchtloses Experiment abgelehnt. Es ist nicht ohne Tragik, daß gerade die Zeit, die den Blick zum gemeinsamen Ursprung aller Theaterkunst wiedergewann,

eine neue Trennung schuf und der Oper versagte, was sie dem Schauspiel ohne Zögern zuerkannte. In einer Würdigung der Arbeit Turnaus (Blätter der Breslauer Volksbühne, Heft 8) hat Lic. Ernst Moering diese Diskrepanz — wohl mit besonderer Beziehung auf die Breslauer Verhältnisse — mit Recht nachdrücklich hervorgehoben.

Die Befruchtung und Neubelebung der Operndarstellung vom Schauspiel her durfte niemals so verstanden werden, als könnte es sich um eine einfache Übertragung darstellerischer Prinzipien handeln. Die stilistischen Grundgesetze beider Gattungen bleiben für immer auf völlig verschiedener Ebene. Was die Oper übernehmen und aus ihren Gesetzen heraus selbständig entwickeln mußte, war die neue Erkenntnis der Funktion des Raumes und der Bewegung; daraus folgte die Notwendigkeit einer emotionalen Opernregie, die Rückkehr zur Ensembleschöpfung aus der Einheit des Bühnengeschehens, die Rhythmisierung der Gebärde: alles aus der szenisch empfundenen Musik unmittelbar abgeleitet und dieser Musik adäquat geformt. Turnaus Inszenierungsarbeiten lassen diese Entwicklung im einzelnen sehr deutlich erkennen. Als Musiker und Regisseur gleich stark empfindend, hatte er bei jeder Aufgabe die sichere Erkenntnis der formbildenden Elemente der Musik — formbildend im Sinne der szenischen Gestaltung. Aus der großen Zahl seiner Arbeiten bleibt dafür immer wieder neben *Fidelio*, *Carmen* und *Holländer* der *Parsifal* beweisend, dieser viel angefeindete Vorstoß ins zentrale Problem der Wagner-Erneuerung. Hier war mit letzter Konsequenz eine stilistische Bindung aller Ausdrucksmittel erreicht und, wenn es sein mußte gegen die Tradition, die Irrealität der musikerfüllten Szene betont. Kein Requisit wirkte noch stofflich, keine Geste dissonierte mit der Musik, keine Gruppenbewegung war raumfremd. Die Ganzheit dieser Arbeit bleibt vorbildlich, man kann sie daher auch nur als Ganzes anerkennen oder ablehnen. War hier die Diskussion erschwert, weil es sich um ein in der Darstellungsform fast als unantastbar geltendes Werk handelte, so gab es noch zahlreiche andere Anlässe, Turnaus kompromißfeindliche, immer stilbildende Opernregie als künstlerisch wahrhaftig zu erkennen.

Der Regisseur beeinflusste den Intendanten; mit anderen Worten: der Bühnenleiter ließ sich bei allen verantwortungsvollen Unternehmungen durch die Forderungen des Werkes leiten. Selbstverständlich, daß an allen guten Leistungen die Mitarbeiter ihr wesentliches Anteil haben; selbstverständlich aber auch, daß gerade die Auswahl der Mitarbeiter starken Führerinstinkt erfordert. Turnau pflegte das Ensemble, niemals förderte er den Starkult. Er nahm sich Zeit, ständig auf den deutschen Opernbühnen Umschau zu halten, er hatte Spürsinn für den begabten Nachwuchs und starkes erzieherisches Talent. Keine Probe war vor seinem plötzlichen Erscheinen sicher, in alle Teile des

umfangreichen Apparates reichte seine stets wachsame Kontrolle, er war in der Tat der Kopf des vielgliedrigen Organismus. Die Mühe und Arbeit am Aufbau des Ensembles sah der Außenstehende nicht, er bemerkte sie nur an den Früchten. Ich denke da immer wieder an die *Palestrina*-Aufführungen des Jahres 1927, jene wunderbaren Präzisionswerke eines hochgeschulten Ensembles, die uns in Deutschland nur ganz wenige Opernbühnen nachbilden konnten. Der Drang zum Erzieherischen führte Turnau auch in den Hörsaal der Universität. Hier wurde analytisch begründet und entwickelt, was auf der Bühne als Synthese in Erscheinung trat; hier wurde in operndramaturgischen und regietheoretischen Vorlesungen und Übungen ein ganz junger Zweig der Kunstwissenschaft durch die Kunstpraxis lebendig befruchtet.

Das Arbeitsjournal des Stadttheaters war in diesen Jahren immer auf Monate voraus festgelegt. Weit-sichtige Spielplangestaltung: damit ermöglichte Turnau den ökonomischen Einsatz aller Kräfte, die rationelle künstlerische Betriebsführung. Damit erhielt er auch der Oper in diesen gefährlichen Zeiten ihr Publikum. Leicht war das nicht, der Ausgleich im Stilgewirr des Opernrepertoires gehört immer noch zu den Kunststücken der Theaterleitung, solange alte Spieloper, Romantik, Wagner und veristisches Drama nebeneinander gepflegt werden müssen und dann noch mit Krenek und Weill der Durchbruch der vierten Wand erzwungen werden soll. Wie präzise trotz aller inneren und äußeren Schwierigkeiten der ganze Apparat arbeitete, kann vielleicht nichts besser beweisen als die Tatsache, daß in dieser ganzen Zeit kaum eine Vorstellung abgesetzt werden mußte, es sei denn durch höhere Gewalt. Dieses feste System, dieses ohne sichtbare Schwankungen funktionierende Feinmechanismus war ohne die starke Zentralkraft nicht denkbar. Aber auch nicht ohne zahllose Zugeständnisse, ausgleichende Disposition, vermittelnde Führertaktik, Turnau ist mindestens ebenso diplomatisch wie energisch. Man hat ihm merkwürdigerweise gerade das erste oft falsch gedeutet und man vergaß dabei, daß in einem Netz von Abhängigkeiten Stärke durch taktisches Geschick im Interesse des Ganzen ständig gestützt werden muß. Wieviel an Verzicht, Überwindung und Anpassung hier das Gedeihen des Instituts fordert, pflegt die Außenwelt nicht zu sehen und noch weniger zu schätzen.

Aber ein Mann vom Formate Turnaus hat andere Aufgaben, als sich um seine Popularität zu kümmern. Sein Platz ist am Führerstand der allgemeinen Neubewegung unserer Gegenwartoper, an dem er sich heute mit nur wenigen ablöst. Auch der jüngste Abschnitt Breslauer Opernkunst muß weniger vom lokalen Standpunkt als von außenher gewertet werden. Manches traditionsreiche Opernhaus hat in diesen Jahren seinen Rang preisgegeben, weil ihm die Kraft fehlte, an der Entwicklung schöpferisch mitzuarbeiten.

Breslau hat auf diesen Rang nicht verzichtet, hat ihn vielmehr neu begründet und befestigt. Darin liegt das Bleibende der Intendanz Turnau, über Breslau und Schlesien hinaus, daß sie unser Institut wieder in die erste Reihe der schaffenden Stätten deutscher Opernkunst stellte. Der Weggang einer Persönlichkeit, die

dies vermochte, ist für den engeren Wirkungsbezirk in jedem Falle ein Verlust; die musikalische Szenekunst in ihrer Gesamtheit aber wird von neuem Standorte aus mit Turnau zu rechnen haben. Denn sein Weg führt noch weiter.

Hans Hermann Adler.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Die Textilkrise — Aufbaupläne in Oberschlesien

Bei der Abfassung dieses Berichtes ist die Aussperrung in der schlesischen Textilindustrie noch nicht beendet, die am 27. Mai in Kraft trat. Die langen Wochen haben eine breitere Öffentlichkeit sich mit den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen in den schlesischen Textilgebieten beschäftigen lassen. Sieht man die seit langer Zeit durch ständig zunehmende Kurzarbeit bei an sich recht knappen Löhnen auf einen immer tieferen Lebensstandard gebrachte Arbeiterschaft an, dann kann man ihr von Herzen nur die verlangte Lohnerhöhung gönnen, kann die Möglichkeit einer weiteren Senkung des Lohnniveaus als ehrlicher Mensch mit offenen Augen bestimmt nicht bejahen. Auf der anderen Seite steht die Industrie, die kaum freiwillig ihre Betriebe immer weiter einschränkt und schließlich ganz stillstehen läßt. Sie ist, soweit sie Baumwolle verarbeitet, von der allgemeinen Krise in der gesamten Baumwollfabrikation durch die hinreichend bekannten besonderen Schwierigkeiten der schlesischen Verarbeitungsindustrie verschärft mitgenommen worden; sie kämpft, soweit sie noch reine Leinenindustrie ist, um die Reste ihrer Existenz. Die textile Schwerindustrie in Nord-Niederschlesien, also die auf Wolle eingestellten Betriebe haben im Vergleich dazu eine bedeutend günstigere Situation, wenn sie auch den allgemeinen Konjunkturrückgang verspüren.

Allerdings ist die Lage bei den einzelnen Gesellschaften recht uneinheitlich. Während z. B. Kramsta in Freiburg mit einem Aktienkapital von 7,78 Millionen Reichsmark für das letzte Geschäftsjahr einen Gesamtverlust von 2,89 Millionen Reichsmark ausweist, konnte Meyer-Kauffmann in Wüstegiersdorf immerhin für drei bis vier Millionen die Langenbielauer Betriebe und Bestände der Deutschen Textilwerke Mautner A.-G. ankaufen. Wenn man bei Kramsta auch aus den in Höhe von 600000 Reichsmark vorgenommenen Abschreibungen auf Vorräte, die man schon im vorigen Jahr äußerst vorsichtig bewertete, einen Teil des großen Verlustes auf eine, jedenfalls dem Fernstehenden nicht so unbedingt tragische Art erklärt findet, ist es doch offenkundig, daß gerade in der Flachsgarnspinnerei, produktionstechnisch dem Vorstadium der Leinenweberei, irgendwie Wandel geschaffen werden muß.

Die Flachskrise beschränkt sich allerdings nicht nur auf Schlesien. So treffen sich denn auch Abhilfsvorschläge aus diesem Gebiet mit solchen der west-

deutschen Leinen-Industrie. Man wollte zunächst der Verteuerung des Spinnereiflachs, die eine wesentliche Ursache der mangelnden Rentabilität der Spinnereien darstellt, durch eine Steigerung des Flachsbau in Deutschland begegnen. Man wollte sich damit von den durch das Ausland, vor allem von Rußland, diktierten hohen Preisen freimachen. Zu diesem Zweck ist eine Kredit- und Finanzierungsaktion aus öffentlichen Mitteln mit dem Ziele einer Preisgarantie für die flachsbauende Landwirtschaft geplant worden. — Diese Vorschläge kreuzen sich nun mit einem von der Industrie ausgehenden Projekt, das auch bereits in internen Verhandlungen gefördert zu sein scheint. Man will für die gesamten deutschen Leinenspinnereien eine Dachgesellschaft gründen, die Generalpächterin sämtlicher Flachsspindeln wird und nun für sie — ob sie in Gang sind oder nicht — eine bestimmte Pachtsumme zahlen. In Deutschland sind rund 250000 solcher Spindeln vorhanden. Heute sind davon nur etwa 110000 in Betrieb. Man ist der Ansicht, daß 100000 arbeitende Spindeln ausreichen würden. Sie würden dann auch, so meint man, für ihre Produktion annehmbare Preise erzielen. Die Dachgesellschaft soll also die Konkurrenz, die heute um jeden Preis geführt wird, ausschalten, unrentable Produktion vermeiden. Die Erreichung dieses Zieles würde, nach dem Projekt, die für die Gesellschaft und für die von ihr zu beschaffenden Pachtsummen aufzuwendenden Mittel reichlich lohnen. Mit der Durchführung dieses Planes hätte sich wenigstens ein Teil der Leinenindustrie auf einheitlicher Basis gefunden. Die gerade in Schlesien immer wieder einmal angebahnten Verhandlungen über einen Zusammenschluß der Webereien und auch einen Ausgleich in der Baumwoll-Industrie sind allerdings nach wie vor in ihren Anfängen gescheitert.

Sozialpolitisch betrachtet muß jede Organisation der Textilindustrie in dem Sinne, wie es die Flachsspinnereien planen, eine neue Belastung der Allgemeinheit durch weiteres Sinken der Beschäftigung bringen. Falls das Reich, wie man beabsichtigt, mit Finanzierungskrediten für die eben geschilderte Dachgesellschaft herangezogen werden sollte, wird man seitens der staatlichen Instanzen das Projekt auch gerade unter diesem Gesichtspunkt überprüfen und besonders auch darauf achten müssen, daß aus dieser Notgemeinschaft nicht mit öffentlichen

Mitteln ein Preiskartell entsteht, das die Verbraucherschaft über das für die Rentabilität der Betriebe notwendige Maß hinaus belastet. Man wird auch — gerade in Schlesien — vielleicht eine solche Gelegenheit einer Hilfsaktion benutzen können, um auf die Notwendigkeit einer größeren Wendigkeit in organisatorischen Dingen aufmerksam zu machen. In den sich überstürzenden Wirtschaftsereignissen der Nachkriegszeit kann man nicht, wie das in der schlesischen Textilindustrie manches Mal der Fall ist, an Traditionsrücksichten und persönlichen Gründen zweckmäßige neue Formen scheitern lassen. Die Lohnfrage in der schlesischen Textilindustrie wird ohne Rücksicht auf solche industriepolitischen Gesichtspunkte in absehbarer Zeit wohl kaum eine befriedigende und einen gewissen notwendigen Bestand versprechende Lösung finden können.

Während also einer der wichtigsten, überwiegend in Niederschlesien konzentrierten Zweige der Verarbeitungsindustrie mit so großen Schwierigkeiten Anpassung an die neuen Verhältnisse suchen muß, hat die oberschlesische Schwerindustrie, die in den letzten Jahren immer weiter organisiert hat, neue weitgreifende Pläne. Sie sind allerdings ebenso wenig wie die Lösungen in der Textilindustrie ohne die Schaffung außerordentlich großer Mittel bis ins letzte durchführen. Man hat im deutsch gebliebenen Teil des Industriegebietes in den letzten Jahren bereits recht erhebliche Summen investiert, vor allem nach dem Zusammenschluß der wichtigsten Gruppen der Eisenindustrie. Die Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerke weisen in ihrer letzten Bilanz für das Geschäftsjahr 1927/28 bei den Anlagekonten einen Zugang von 9,3 Millionen Reichsmark auf, von denen 6,9 Millionen allein auf die Hüttenwerke, 2,38 Millionen auf die Steinkohlengruben entfallen. In erster Linie wurden die Walzwerksanlagen der Herminenhütte teils neu-, teils umgebaut. Es wurde ferner auf der Julenhütte viel modernisiert. Jetzt will man beim Oberhüttenkonzern, ebenso wie bei Schaff-

gotsch, bei Oberkoks und auch bei der Preußag an eine rationellere Ausnutzung der Bergbau-Produkte mit Energie herangehen.

Es liegen nicht weniger als sechs Projekte für die Errichtung großer Kokereien vor, in denen man die Kohle, vor allen auch die mindereren Qualität, verarbeiten will. Berücksichtigt man, daß der Bau einer Kokerei mit 60 Öfen etwa 6 Millionen, mit 120 Öfen 10—12 Millionen kostet (wobei allerdings die Errichtung der zur Kokerei gehörenden Nebenbetriebe, wie z. B. der Benzolfabriken, eingeschlossen ist), so ist man nicht mehr überrascht, wenn von einem allerdings auf lange Zeit verteilten Investitionsprogramm von 40—50 Millionen gesprochen wird. Mit der Modernisierung bestehender Kokereianlagen (die heute in Oberschlesien teilweise noch zehnmal so viel Arbeitskräfte beanspruchen wie Anlagen gleichen Umfangs im Westen), mit Neubauten ist es nämlich noch nicht getan. Wertet man die Kohle rationell und bis zum letzten in ihnen aus, dann hat man wiederum einen außerordentlich starken Überschuß an Koksofen-Gasen, die es nun wiederum gilt, in großen Anlagen aufzuschließen und in hochwertige chemische Produkte zu verwandeln. Der Gaskonsum in Oberschlesien ist kaum zu steigern. Er wird von einer Gesellschaft allein fast völlig befriedigt. Man verbrennt die Koksgase jetzt in nicht geringem Umfang unter den Kesseln, womit sie kaum besonders rationell verwendet sind. Es entwickelt sich also aus der ersten besseren technischen Auswertung der Kohlenbestände zwangsläufig die Notwendigkeit, auf dem Wege der chemischen Produktion weiterzugehen, und das ist ja auch, wie man in anderen Bergbaubezirken in den letzten Jahren immer mehr gesehen hat, das vom Bergbau als richtig erkannte Ziel.

Ob man es erreicht und damit einem heute im Überfluß vorhandenen Rohprodukt beste Qualität und vielfachen Wert verleiht, scheint, so wie die Dinge sich jedenfalls heute ansehen, in erster Linie eine Finanzierungsfrage zu sein.

Darge

Sport

Volksgesundheit und „Wuwa“.

Ausstellungen „Grün- und Freiflächen“ und „Kinderbezirke“

Als wir Kinder waren, verbot uns die Polizei das Baden im Freien, und die Teilnahme an Fußballspielen wurde mit Schulstrafen belegt . . . Trotzdem ging die Sportbewegung gegen alle Widerstände sieghaft weiter durch die Energie der Führer und die Arbeit der Vereine, deren schlimmster Feind der Geldmangel war.

Im heutigen Deutschland bauen Staat und Städte nach großzügigem Plan Volkspark mit Sportplätzen und Bädern, deren Tore allen weit offen stehen. Dem einzelnen Gelegenheit zu sportlicher Betätigung zu geben, ist als Pflicht des Staates anerkannt.

Die Stadt Breslau, vom Geschicke nicht begünstigt, schloß sich spät dieser Bewegung an, aber heute steht

sie in Deutschland in der ersten Reihe. Mustergültig sind die Anlagen des Stadions, die Volksbäder, die Erweiterungen des Stadtparks. Dies ist erreicht worden auf Grund eines eingehenden Studiums der Grünflächenpolitik und der Sportplatzbauten anderer Städte. Man verglich und versuchte, das Beste herauszukristallisieren. Wenn dabei nicht nur technisch einwandfreie, sondern auch architektonisch mustergültige, von modernem Geist erfüllte Gebilde entstanden, so ist dies das Verdienst des Stadionerbauers Richard Konwiarz.

Er hat in der „Wuwa“ die Gruppe 12 „Grün- und Freiflächen“ in den neugestalteten hellen Räumen des Poelzigbaus zusammengestellt. Man erhält in dieser

Ausstellung einen Einblick in die Prinzipien der neuen Grünflächengestaltung der Großstädte, in die auch der gesamte Turn- und Sportbetrieb einzubeziehen ist. Kleingarten, Spielplatz, Badeanlage, Volkspark sind lebenswichtige und im inneren Zusammenhang stehende Teile des Gesamtorganismus der Städte, die ihn erfrischen und erneuern sollen. Es ist also Pflicht der Städte, auf weite Sicht und mit größter Zweckmäßigkeit Pläne zu entwerfen. Dieser Aufgabe dienen Grünflächenpläne, wie wir sie in der Ausstellung sehen, die den jetzigen Stand und die geplante endgültige Form gegenüberstellen. Dem dient auch die vergleichende Statistik, die hier zum erstenmal mit einheitlichem Material versucht wird. Neben der Herausarbeitung eines Gesamtplanes, der allen Stadtteilen einen Erholungspark mit Sportplätzen und Schwimmbädern schaffen muß, gilt es aber auch, die architektonische Gestaltung zur höchsten Vollendung zu bringen. Pläne, Lichtbilder und Modelle großer Anlagen in deutschen und ausländischen Städten geben Vergleichsmöglichkeiten und Anregungen. Es sei vor allem gesagt, daß keiner der ausgestellten Stadionspläne einen Vergleich mit Breslau aushalten kann — er ist vielseitiger und umfassender als alle anderen. Entzückend sind einige der ausgestellten Volksbäder, aber auch auf diesem Gebiet ist bei uns Großes geleistet worden: Stadionbad, Strandbad Leerbeutel, Koseler Waldbad, Volksbad Opperau. Nur in einem Raum stehen wir beschämt und neiderfüllt, in dem Raum „Schule und Spielplatz“. Die Bilder der Landesschule Dresden, der Schulen in Hamburg-Volksdorf und Neukölln zeigen eine für Deutschland neuartige, beglückende Bauweise: nicht mehr Schulkasernen im Häusermeer, sondern Gruppen freundlicher Einzelgebäude, in den schlichten Formen moderner Zweckmäßigkeit, gelagert im Grünen, im Wald, mit großen Spielwiesen und Badeplätzen! Es ist das, was die Engländer schon seit einem Jahrhundert verwirklicht haben und was den jungen Engländer so selbstsicher und weltgewandt gemacht hat. Was englische Lords für die Erziehung ihrer Söhne als notwendig erachten, soll nun in Deutschland dem Volk zuteil werden. In Breslau rechnet man noch nicht mit solchen Möglichkeiten, auch nicht mit Neubauten.

Die „Dreistädteeinheit Oberschlesien“ (Beuthen, Gleiwitz und Hindenburg) stellt in einer Kuppelhalle ihre Pläne aus, die einheitlich und zielbewußt gestaltet sind. In der ausländischen Ausstellung fällt die wuchtige moderne Bauweise des Holländers Dudok auf (Wohnungen und Schulanlagen in Hilversum). Sonst hat uns das Ausland nichts zu zeigen, was uns neuartig oder überlegen erschienen.

Soweit geben diese Ausstellungshallen die Möglichkeit, zu vergleichen und sich über die Gesamtziele der Grünflächenbewegung zu unterrichten. Es sollte aber auch an einem kleinen Ausschnitt praktisch gezeigt werden, wie nach den neuesten Ergebnissen der Hygiene und Technik gearbeitet werden kann. Wie gestaltet man die körperliche Erziehung eines Lebensalters, das gewöhnlich vollkommen vernachlässigt wird, der Kinder von 4—7 Jahren? Damit beschäftigt sich der Kinderbezirk der Wuwa, der ebenfalls von Oberbaurat Konwiarz organisiert worden ist. Sechzig Kinder sollen hier den Tag über untergebracht werden. — Helle Räume — die großen Fenster sind mit Ultraviolett versehen, das die ultravioletten Strahlen durchläßt — eine Rasenspielfläche, ein Turnplatz mit Kindergeräten, ein Planschbecken mit Dusche, ein Sandspielplatz, Wasser zum Kahnfahren, schließlich auch ein Kindertheater, ein Schulgarten, eine Freiklasse zum Unterricht draußen: dies alles ist zusammengefaßt zu einem freundlichen, hellen Gesamteindruck. Die Kinder werden hier schon zur täglichen Turnstunde erzogen, denn es gibt täglich eine Stunde Kindergymnastik (nach dem System Neumann-Neurode), außerdem können sie spielen, turnen, planschen, duschen, im Garten arbeiten nach Herzenslust. Erholung finden sie in der Liegehalle, in der Quarzlampen zur Bestrahlung mit künstlicher Höhensonne aufgehängt sind. Es ist ein Kinderparadies, das man allen wünschen möchte, die in lichtlosen Mietswohnungen verkümmern. Diese Sonderausstellung ist nur ein Ausschnitt, während beispielsweise in Moskau im Kinderpark an der Moskwa das Problem schon praktisch für die gesamte Jugend einer Großstadt gelöst ist, aber der Breslauer Kinderbezirk ist weit vollendeter in der Durcharbeitung der Einzelheiten.

F. Wenzel.

Neue Kunst im Schweidnitzer Keller

Die Erfahrungen, die man bisher mit der malerischen Ausschmückung des Schweidnitzer Kellers gemacht hat, hätten eigentlich die Herren Stadtväter oder deren Kunstberater vor neuen Versuchen in dieser Richtung abschrecken sollen. Aber das ist nicht der Fall. Das gemütliche Ratsherrnstübl, das ein wirkliches Schmuckkästlein war, als Hans Roßmann den letzten Pinselstrich daran getan hatte, ist nach jahrzehntelanger Einwirkung von Rauch und Salpeter auf die pfleglich nicht genügend behandelten Fresken heute leider nur noch eine Ruine. Und bei den beiden Bildern auf Leinwand gegenüber dem Haupteingang, auf denen Eduard

Kaempffer den Einzug Friedrichs des Großen in Breslau und seine Soldaten im Schweidnitzer Keller gemalt hatte, hat gleichfalls der Rauch in 25 Jahren die Leinwand fast vollständig aufgezehrt, so daß es kaum noch möglich sein wird, den Malgrund zu erhalten und in der Ursprünglichkeit der Farben wieder herzustellen. Aber man will es versuchen, um die Bilder dann an anderer Stelle, vielleicht im Remter des Rathauses, wieder aufzuhängen. Jetzt sind sie entfernt und schon durch zwei neue Bilder auf Leinwand ersetzt worden, die ein früherer Schüler unserer Kunstakademie, Johannes Drobeck, gemalt hat. Statt der Vergangen-

heit vorher spricht jetzt die Gegenwart zu uns, statt feiner Erzählerkunst hören wir derben Volkston, wie er wohl einem so volkstümlichen Bierausschank entspricht. Man denkt an Neuruppiner Bilderbogen. Drei mit Gästen dicht besetzte Tafeln stehen nicht hintereinander, sondern sind in eigentümlicher Perspektive übereinander geschichtet. Der spitzbogige Abschluß oben läßt gerade noch Platz für einen Mann, der sich zu dem nächsten vor ihm stehenden Tische und seinen Gästen herabbeugt. Sitzen nun wirklich nur solche Bierphilister mit ausgesprochen platten Alltagsphysiognomien hier und essen und trinken und trinken und essen in behäbigem Stumpfsinn? Das zweimal zu zeigen, ist wohl auch dem Künstler zuviel geworden, denn auf dem zweiten, dem anderen, in der Anordnung sonst ganz gleichen, Bilde geht es recht lebhaft zu. Hier sitzen, im Gegensatz zu dem anderen, die Gäste, die sich der Wirt nicht wünscht. Drei Männer mit dem

obligaten „Kibitz“ spielen Skat, andere diskutieren und gestikulieren, und bei zweien scheint die Bierbankdebatte in Tötlichkeiten überzugehen. Ob der Mann in der Ecke in Russenbluse mit Sowjetstern, der auf einen sympathischen alten Herrn einredet, vielleicht heimlich den Zündstoff gelegt hat, man weiß es nicht. Jedenfalls und Gott sei Dank gehören Leute seines Schlages nicht zu den Typen des Schweidnitzer Kellers. Auffallend sind ferner noch die unmodernen Frisuren und Kleider der weiblichen Gäste, von denen eine allerdings modernerweise eine Zigarette raucht, und ferner die Farbenfreudigkeit der Herrenanzüge, die als malerische Lizenz zur Erzielung des Gesamtkolorits hingenommen werden muß.

Sicher wird zunächst viel auf die Bilder geschimpft werden, aber man wird sie vielleicht doch einmal schätzen als Wahrzeichen des Schweidnitzer Kellers — und unserer Zeit.

Buchwald

Wochenendkarten, Wochenend- und Rundfahrten des Schles. Verkehrsverbandes

Wer Schlesien kennen lernen will, der muß sich an den Kraftwagenfahrten des Schlesischen Verkehrsverbandes beteiligen, die am Ende jeder Woche und neuerdings auch während der Woche nachmittags von Breslau aus stattfinden. Das gleiche bezieht sich auch auf die Wanderfahrten, die der Schlesische Verkehrsverband allsonntäglich vornimmt mit Hilfe der Eisenbahn (Sonntagskarten). Schließlich sollte viel mehr von der Einrichtung der Wochenendkarten des Verkehrsverbandes Gebrauch gemacht werden. Von 5 RM. an kann man Abendessen am Sonnabend, Nachtquartier, Sonntag Frühstück, Mittag- und Abendessen haben. Sodann wird auf die Werbeschriften des Schlesischen Verkehrsverbandes aufmerksam gemacht, ferner auf die Flugscheine, Theaterkarten, die sämtlich beim Verkehrsbüro Breslau zu haben sind, und zwar Theaterkarten und Wochenendkarten in der Nebenstelle des Verkehrsvereins Breslau, im Hauptbahnhof, werktäglich von 8 bis 18 Uhr, Sonntags von 8 bis 12 Uhr, daselbst auch Werbeschriften, Auskünfte. Während der Ausstellung

„Wuwa“ werden täglich Rundfahrten in Breslau zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten veranstaltet. Die Karten für die Kraftwagenfahrten, Flugscheine, ebenso Werbeschriften sind im Hauptbüro, Am Hauptbahnhof 11, werktäglich von 8 bis 19 Uhr zu haben, daselbst auch Auskünfte. In der „Wuwa“ ist im Verkehrspavillon eine besondere Auskunftsstelle eingerichtet, in der sämtliche Karten usw. zu haben sind.

Ein Intendant der Schlesischen Funkstunde

Fritz Walther Bischoff, der bisherige künstlerisch-literarische Leiter der schlesischen Sender wurde zum Intendanten der Schlesischen Funkstunde ernannt, unter gleichzeitiger Berufung in den Vorstand der Gesellschaft. Der neue Intendant übernimmt die künstlerische Gesamtleitung. Bei den auf besonderer Höhe stehenden Leistungen der literarischen Leitung und ihrer Bedeutung für das kulturelle Leben unserer Provinz können wir uns dieser Berufung nur freuen.

Mitteilungen der Vereine

Kunstgilde Breslau.

Die Kunstgilde E. V. Breslau ist in den letzten Jahren mit zwei internationalen Veranstaltungen an die Öffentlichkeit getreten, der „Schlesisch-Italienischen Werbekunst-Ausstellung“ und „Das neue russische Plakat“. Der seit langem gehegte Plan, eine Reklamekunstschau mit den uns geographisch und wirtschaftlich naheliegenden Ländern zu bringen, kommt in diesem Jahre zur Erfüllung. Am 14. Juli eröffnet die Kunstgilde in der Südhalle am Zoo, deren dritter Teil ihr vorbehalten ist, eine „Werbekunst-Ausstellung: Schlesien und Grenzstaaten (Österreich Polen, Tschechoslowakei)“, wo jedes der vier Länder als geschlossene Abteilung einen Überblick über die Entwicklung der Reklamekunst in den letzten Jahren bieten wird. Es wird sicher interessant sein, die künstlerisch-kulturellen Zusammenhänge und die besonderen Eigenarten in der größten Anschaulichkeit

kennen zu lernen. Auskunft erteilt die Ausstellungsleitung: Artur Schwarz, Breslau 13, Moritzstraße 33.

Gesellschaft der Kunstfreunde

Der Gesellschaft wird für den Juli von dem bekannten Breslauer Sammler Carl Sachs Material aus seiner reichen Graphiksammlung für eine Ausstellung im ehemaligen Generalkommando zur Verfügung gestellt. Es werden rund 140 Blatt von Daumier, Lautrec, Munch und Zorn gezeigt werden, und zwar durchweg in Abzügen von erster Druckqualität. Die Durchführung der Ausstellung hat wieder der neue Direktor des Museums der bildenden Künste, Dr. Wiese, übernommen, diesmal mit besonderer Freude, da die Hoffnung besteht, die Sammlung Sachs, in der sich auch hervorragende deutsche und französische Bilder des 19. Jahrhunderts befinden, als Vermächtnis des Besitzers fürs Museum zu erhalten.



Der Raum „Schlesien“

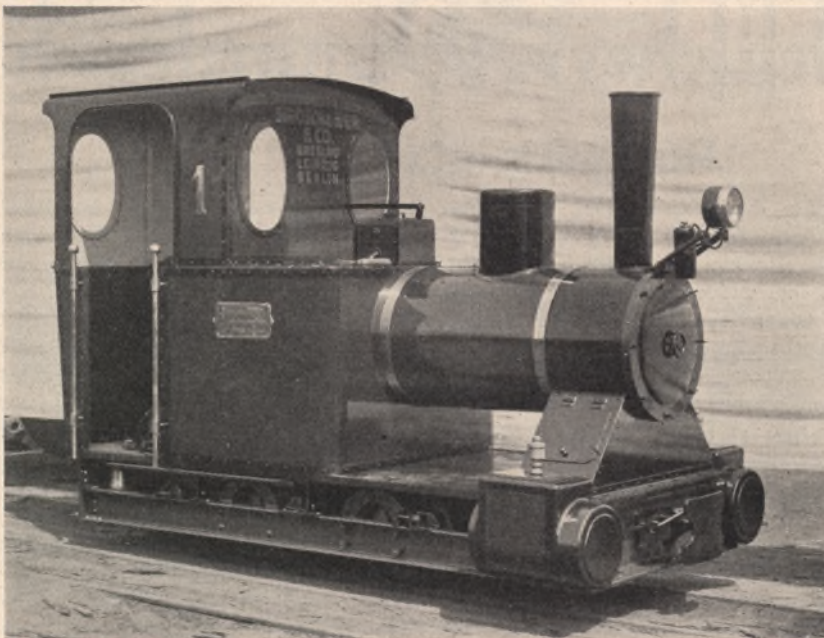
Schlesien auf der Dresdener Jahresschau „Reisen u. Wandern“

Dem zeitgemäßen Thema „Reisen und Wandern“ ist die diesjährige Jahresschau in Dresden gewidmet. Freilich, der gewaltige Stoff, den Deutschland auf diesem Gebiete besitzt, ist nicht leicht zum Ausdruck zu bringen, wenn man in der Masse der Verkehrsgebiete Deutschlands und ihrer Ausstellungen Eindruck auf das Publikum erzielen und so für sein eigenes Gebiet werben will. Schlesien ist diese Aufgabe auf der Ausstellung „Reisen und Wandern“ durchaus gelungen. Die Ausstellung, die der Schlesische Verkehrsverband mit seinen Mitgliedern, den Unterverbänden, Bädern, Städten usw. in Dresden aufgemacht hat, ist vielleicht die eindrucksvollste der ganzen Ausstellung überhaupt. Der Schlesische Verkehrsverband hat sich bewußt davon ferngehalten, mit Bildern, wie meist üblich, zu wirken. Bilder sind nur ganz nebenher zur Ergänzung verwendet worden. Die Ausstellung Schlesien ist vielmehr vollkommen auf Leben, Bewegung und Licht eingestellt, wie es der heutigen Zeit entspricht. In dieser schlesischen Ausstellung, die 400 Quadratmeter umfaßt, gibt es für den Besucher überall Überraschungen. Schon von weitem wird die Aufmerksamkeit der Besucher auf die Ausstellung Schlesien hingelenkt, denn schon von der Ferne über dem großen Raum Brandenburg blitzt und flimmert es auf von geheimnisvollen Lichtreflexen. Langsam kreist der Mittelbau der Ausstellung Schlesien, von innen beleuchtet, und läßt zu gleicher Zeit hundert hervorragende, durchscheinende Bilder aus den verschiedensten Gegenden Schlesiens an dem Besucher vorüberziehen, und auch ringsum in dieser Ausstellung blitzt es und leuchtet es auf. In der einen Ecke die Schneekoppe im Winter, aus Glas geblasen in der Josephinenhütte, von innen beleuchtet, in der anderen Ecke die

Bobbahn von Schreiberhau, vielleicht die beste von ganz Europa, im Betriebe umrahmt, von durchscheinenden Bildern, in der nächsten Ecke eine eindrucksvolle Leuchtkarte von Schlesien, in der vierten ein Modell der neuen Badeanlagen von Warmbrunn und dazwischen nicht weniger als zwölf Phantaskop-Apparate, die blitzschnell und schier unerklärlich bunte Dioramen der schlesischen Gebirge, Bäder und Städte aufeinander folgen lassen. Die Besucher stehen vor diesen Zauberkästen und versuchen zu ergründen, wie ihr Mechanismus ist. Auch die leuchtende Wanderkarte des Riesengebirges, die das Publikum selbst bedienen kann, findet viel Aufmerksamkeit, ebenso die beleuchteten Vitrinen mit den erlesenen Kunsterzeugnissen Schlesiens aus Ober- und Niederschlesien: Stickereien, Holzschnitzarbeiten, Eisenguß, Kunstgläser und andere kunstgewerbliche Erzeugnisse, und nicht weniger die Modelle der Kirche Wang, der alten oberschlesischen Schrotholzkirche, die Talsperre Mauer. Eine Ergänzung bilden die Propagandagemälde des Riesengebirges und verschiedener schlesischer Städte. Alles in allem eine vorzügliche Ausstellung. Sie ist zusammengefaßt und raumkünstlerisch hervorragend gestaltet von Dr. Grundmann, Warmbrunn. Die oberen Wände sind in den alten schlesischen Farben ausgemalt von Kunstmaler van Hout, Breslau. Dort erscheinen nochmals die schlesischen Gebirge, die berühmten Heilbäder, die altertümlichen Städte, die alten Burgen. Wohin auch das Publikum schaut, überall wird es festgehalten und für Schlesiens Schönheiten interessiert. So wirkt die Ausstellung Schlesien in der Jahresschau Dresden „Reisen und Wandern“ ungemein für unser schönes Schlesierland.

S. H.

JUGEND UND HEIMAT



**Die Lokomotive
der Liliputbahn
auf der „Wuwa“**

Die Liliputbahn

Auf dem Ausstellungsgelände der „Wuwa“ läuft eine kleine Eisenbahn, die sogenannte Liliputbahn, in der ihr schon oft gefahren seid.

Gewiß interessiert es euch, auch etwas Technisches darüber zu hören:

Über die Fahrgleise und Wagen ist nicht viel zu sagen, sie sind einfach verkleinerte Typen der großen Eisenbahn. Aber um die Lokomotive ist es ganz anders bestellt. Sie ist nämlich eine Atrappe. Und zwar geht das so zu:

Äußerlich ist diese kleine Lokomotive der richtigen Lokomotive nachgebildet. Innen aber wird sie nicht von Dampf getrieben, bedarf keines Kesselheizens oder Wassernehmens, keines Auspuffes des verbrauchten Dampfes aus dem Schornsteine oder Zischens aus den Hähnen, innen ist die kleine Lokomotive ein Benzin-Motor, und hier ist das Prinzip ähnlich wie beim Auto. Durch Vergasung von Benzin verrichtet der Explosionsmotor dadrinne seine Arbeit und überträgt mittels Kettenrädern die drehende Bewegung der Motorwelle auf die Achsen. Laßt euch also nicht bluffen, wenn es aus dem Schornstein raucht, ihr wißt es jetzt, daß das kein Dampf ist.

In England und Amerika gibt es viele Liliputbahnen, nicht bloß in Ausstellungen wie bei uns hier, sondern sie fahren als richtige öffentliche Verkehrsmittel in den großen Parks. Oft sind dann die Lokomotiven anders konstruiert, nämlich als richtige, winzige Dampflokomotiven, und das ist dann für den Techniker gar nicht leicht, daß diese haarscharf und genau maßstäblich nachgebildeten Lokomotiven bei diesen verkleinerten Dimensionen (1:10) gut funktionieren und die verlangte Zugkraft (30 PS.) besitzen. Diese Maschinen sind so klein, daß ihr Führer nicht aufrecht stehen kann, sondern sitzend im angehängten Tenderwagen leiten muß.

Ihre Wirkung ist trotz ihrer Winzigkeit genau dieselbe wie bei großen Lokomotiven, d. h. sie beruht auf der Expansionskraft des Dampfes. Der in dem Kessel auf 12 Atm. Überdruck gepreßte Dampf wird in den Zylinder geleitet, trifft dort auf den beweglichen Kolben, stößt diesen, indem er abwechselnd von der einen und von der andern Seite angreift, hin und her, und diese Bewegung wird dann einfach mittels Stangen von dem Kolben auf die Treibräder übertragen, und so entsteht die schnelle Fortbewegung der Maschine.

A.

Schlesisches Himmelreich

Rummelplatz

In drei Jahrgängen kämpfen die „Schlesischen Monatshefte“ nun auf ihrer letzten Seite im „Schlesischen Himmelreich“ für den Himmel auf Erden. Nun ist ihr Bestreben verwirklicht worden. „Schlesisches Himmelreich“ stand über dem Portal des Breslauer Johannisfestplatzes geschrieben. Eine Erwartung, die wir auf den Himmel setzen, wurde erfüllt: Es war alles anders. Schon mit der Zeitbestimmung fängt die Umkehrung an: Rummelplätze sind von 2—1 geöffnet. Ob Breslauer Johannisfest, Dresdener Vogelwiese, Danziger Dominik, Münchner Oktoberfest oder Hamburger Dom: die Stunde von 2—3 ist auf dem Festplatz am erregendsten. Das ist die Zeit, ehe die eigentlichen Schaustellungen beginnen — ein Gemisch aus Hast und Gleichgültigkeit, Publikumsberechnungen und Wetterprognosen. Die Frauen kommen vor dem Schminken und Umziehen noch einmal vors Zelt, als wäre die schmale Gasse zwischen den Buden die Freiheit der Welt. Die Unternehmer stehen in zerknitterten Sakkos und brüchigen Lackschuhen noch beieinander.

Überall ist plötzlich Staub, dabei sind etwa nur 100 Menschen auf dem Platz. Die Ausrufer in der Mitte ihrer grandiosen Schar suchen sie bei sich zu konzentrieren: „Ihr Traum! Alraune, das göttliche Weib! Herrliche Nacktskulptur nach alten Malern sowie Meistern! Der einzig echte Trancezustand der Welt, Fräulein Milly! Die Dame ruht mit dem Kopfe auf der Spitze eines Degens, der Körper schwebt wagrecht in der Luft. Universal-Schlusssapotheose! Arabisches Pantomimenfinale! Anbetung des Feuergottes! Keine Revueschau, kein Kino —, nein Originaltempeldienst! 45 Minuten Vorstellung.

Man wartet 40 Minuten in Hitze, Staub und Dunkelheit, dann schluckt Herr Büttner Feuer, ein Fräulein mit Federbüschen wie ein Zirkuspony und mit Christbaumkugeln an den Ohren sitzt mit verschränkten Armen und Beinen vor einer Waschschränkel mit Magnesiumfeuer und ruft: „Elemak rhi, sol rediew nnisdölb etchulfrev red theg tztej!“ (Was von hinten nach vorn zu lesen ist). Mit der Wartezeit hat es genau 45 Minuten gedauert. Ein ehrliches Unternehmen.

Inzwischen ist die gesamte Provinz auf dem Rummelplatz erschienen. Die nette kleine Dampf-

bahn mit dem Zell-am-See-Panorama, das Hohe Rad fahren trotzdem leer. Man hat keinen Sinn mehr für Ampeln, Prismen, Orgeln, Flitter. Nur Flugzeugkarussells, Autobahnen und Elektrotricks reüssieren. Vor der „Modernen Lachrevue“ sucht eine auffallend gepflegt aussehende junge Frau in den Lärm hinein sich verständlich zu machen, spricht reizend, weiß sich zu bewegen und möchte aus der derben Ausruferei elegante Conférence machen, mit dem Ergebnis, daß ihre Schau lange vor Festplatzräumung melancholisch und schuldbewußt ihre Zeltleinwand-Lider senken muß.

Grelle Plakate an der „Show“ zeigen an, daß die treuesten Gefährten wieder da sind. Elvira, beste Halbdame der Welt und Zwerg Frick-Frack. Nachts sitzt er an ihrem Bett und näht seine Kostüme. Frick-Frack und Elvira erzählen sich Witze und Artistenklatsch und meinen, sie gehörten zur Artistik. Sie wissen, daß nichts dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit schafft, wie die wehen Heiterkeiten unglücklicher Menschen. So helfen sie sich über die Nächte hinweg, die sie jeder für sich in unendlichem Gram wachgelegen hätten. Der „Show“ gegenüber steht ein grünes Glasbäumchen, unter dem ein junger Hirsch ruht. Das kann man in der Glasbläserei kaufen, es sieht so sauber und glücklich aus. Man soll damit nicht ins Gedränge gehen, soll warten, bis die Sternenträger und Leuchtfiguren und Bogenlampen abgeblendet werden.

Es ist empfindlich kalt geworden. Die Schupos treiben die letzten Pärchen vom Platz in einer infernalischen Wolke von Magnesiumrauch, Biergeruch, Röstwürstchen- und Makronenduft, Staub, Papierfetzen und zertretenen Blumen. Die Fenster in den Wohnwagen sind hell geworden. Morgen wird man den Klatsch dieser Festplatznacht hören. Die Frau des „Wunderlichen Menschen“ soll den Plan haben, mit dem Hippodrombesitzerssohn durchzubrennen. Attilio Soressi soll wieder aufgetaucht sein, der aus der kleinen Provinzdirectrice mit sicherem Einkommen eine von den Frauen gemacht hat, die von 2—1 rufen: „Hier amüsiert man sich! Hier ist man pikant!“ Überall in Europa und Amerika ist nur ein Rummelplatz, und es ist wahr, was man von den Attraktionen ruft: „Einzig in der Welt“.

Jochen Klepper.